

Salatgarten

2024

In diesem Heft lesen Sie u. a.:

- Wiederentdeckt nach 95 Jahren – Falladas Prozessberichte vom Landvolkprozess in Neumünster 1929, Teil I
- Jörg Fausers Fallada-Porträt – als Hommage an Fallada gedacht
- Was von alter Herrlichkeit übrigblieb. Narrative des Niedergangs bei Hans Fallada und Walter Kempowski
- Von Fridolin und anderem Getier
- Die 33. Hans-Fallada-Tage – ein Rückblick



” Das Leben hat sie emporgespült, da sie gebraucht wurden; es trägt sie wieder mit sich fort, unfäßlich, wohin, wenn ihre Zeit vorüber ist, aber das Leben hat sie, das Leben hat alles, was gebraucht wird.“

*Hans Fallada:
„Wolf unter Wölfen“,
2. Kapitel, 7. Abschnitt*

Inhalt

Jahresschrift
der Hans-Fallada-Gesellschaft e. V., Feldberg
33. Jahrgang | 2024

- 2 Editorial
- 3 *Lutz Dettmann*
Geht es Ihnen auch so wie mir?

■ hfg INTERN

- 4 *Edzard Gall*
Laudatio auf Doris Haupt
- 5 *Lutz Dettmann*
Neun Fragen an
Constance von Buchwaldt
- 7 *Peter Schulz*
Ein Tag im Fallada-Museum
- 9 *Lutz Dettmann*
In memoriam Peter Groß
- 10 *Lutz Dettmann*
In memoriam Nicholas Jacobs

■ NEUES ZU FALLADA

- 12 *Hannes Gürgen*
Wiederentdeckt nach
95 Jahren. Falladas Prozess-
berichte vom Landvolkprozess
1929 im *General-Anzeiger*. Vor-
studien zum Roman *Bauern,
Bonzen und Bomben*, Teil I
- 16 *Sabine Koburger*
„Das Leben hat alles, was
gebraucht wird“. Jörg Fausers
Fallada-Essay – als Hommage
an Fallada gedacht
- 21 *Stephan Lesker*
Was von alter Herrlichkeit
übrigblieb. Narrative des
Niedergangs bei Hans Fallada
und Walter Kempowski
- 26 *Wolfgang Behr*
Ein Neustart nicht nur für
Hans Fallada – Helene
Paetznick und die Neuauflage
von *Wer einmal aus
dem Blechnapf frißt* (1946)

- 31 *Lutz Dettmann*
Gisela Pferdenges und
Karl Gröning jr. Die Schöpfer
der Stilikonen der *rororo*-Reihe
in den fünfziger Jahren
- 36 *Gunnar Müller-Waldeck*
Von Fridolin und
anderem Getier
- 40 *Johannes Matthias
Schlöpfer-Wochner*
Hans Falladas Werk
auf der Bühne – eine
Spurensuche, Teil 2
- 45 *Petra und Heinz Hilbert*
Kleiner Mann – was nun?
Zerlegt und neu verwurstet.
Über eine Inszenierung am
Berliner Ensemble 2024
- 47 *Simone und Frank Jeschek*
Wolf unter Wölfen im
Thalia-Theater Hamburg 2024

■ LITERATUR UND LITERARISCHES LEBEN

- 48 *Barbara Hartlage-Laufenberg*
Was wäre Ringelnatz
ohne Muschelkalk
- 51 *Heinz Schumacher*
„Er begriff: auch dies war ein
Schauspiel vor dem Sterben.“ –
Paul Wiegler und sein Roman
Das Haus an der Moldau
- 55 *Sabine Koburger*
Rezension zu:
*Wolfgang Koeppen – ein
Zielloser auf dem Wege. Auf-
sätze, Essays, Betrachtungen*

■ DIE 33. HANS-FALLADA-TAGE

- 57 Ein Rückblick

■ ANHANG

- 68 Faksimile der Prozessberichte
- WEITERE RUBRIKEN
- 79 *Stefan Knüppel*
Neues aus dem Museumsladen
- 79 Aus der Schatzmeisterei
- 80 Runde und besondere
Geburtstage von
Mitgliedern der hfg
- 81 Über die Beiträge
- 82 Impressum

Salatgarten – das war für eine kurze
Zeit Hans Falladas Arbeitstitel für
seinen Roman „Wir hatten mal ein
Kind“, der aus vielen verschiedenen
Blüten und Blättern, aus den unter-
schiedlichsten Gewächsen bestehen
sollte.

Liebe Leserinnen und Leser,

ich freue mich, dass wir Ihnen einen sensationellen Fund im *Salatgarten* 2024 präsentieren können: frühe Textzeugnisse Falladas von 1929. Hannes Gürgen ist bei seinen Recherchen im Stadtarchiv Neumünster und im Hans-Fallada-Archiv auf die im *General-Anzeiger für Neumünster* von Rudolf Ditzen verfassten Prozessberichte zum sogenannten Landvolkprozess (28. Oktober bis 12. November 1929) gestoßen. Ihm verdanken wir, dass die Prozessberichte Falladas nach 95 Jahren erstmals und nahezu komplett für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können. Wir schätzen es sehr, dass er seinen Fund zuerst dem *Salatgarten* angeboten hat. Auf Grund der Menge des Materials haben wir uns entschlossen, dies in zwei Teilen zu tun. Genaueres erfahren Sie in dem dazugehörigen Artikel. Hannes Gürgen ist für *Salatgarten*-Leser kein Unbekannter; u. a. war er maßgeblich an der Erstellung der Bibliografie des *Hans Fallada Handbuchs* beteiligt.

Neumünster spielt in diesem Heft noch in einem ganzen anderen Zusammenhang eine Rolle. Der Schriftsteller und Journalist Jörg Fauser (1944–1987) hat eben diesen Ort ausgewählt, um ein Fallada-Porträt zu schaffen, das lesenswert ist. Es ist bereits 1981 erschienen, aber wahrscheinlich – ebenso wie Fauser selbst – den wenigsten bekannt. Der Literaturbetrieb hat von dem Rebellen und Außenseiter Fauser, der sich von keiner politischen Richtung vereinnahmen ließ, nur am Rande Notiz genommen. Aber das scheint

sich nun zu ändern. 2024 haben Matthias Penzel und Ambros Waißel eine Biografie mit dem Titel *Jörg Fauser. Rebell im Cola-Hinterland* herausgebracht. Darin heißt es: „Eine nichtparasitäre, nichtbürgerliche, eine wirklich populäre Literatur zu schreiben – das ist die erste Fallada-Lektion, die Fauser von seiner Recherchereise nach Neumünster mitbringt.“ Mehr zu diesem Thema erfahren Sie in meinem Text über Fausers beeindruckenden Fallada-Essay.

Unser Mitglied (und Fotograf der Hans-Fallada-Tage) Wolfgang Behr hat wieder einmal akribisch in den Archiven geforscht und stellt eine Illustratorin vor, über die bisher kaum etwas bekannt war. Seien Sie gespannt! Auch Lutz Dettmanns Text beschäftigt sich mit einem Grafiker-Paar, das Fallada-Einbände geschaffen hat. Fallada selbst hat immer großen Wert auf Fragen der Buchgestaltung gelegt, wie wir aus dem Briefwechsel mit dem Verlag wissen. So schreibt er am 30. April 1932: „Das Titelblatt muss irgendwie klarer werden, B.B.B. sieht viel besser aus [...]. Und was die Kapitelüberschriften angeht, so müssen die Zeilen näher zusammengerückt und der Abstand dann zum eigentlichen Text größer werden als der gewöhnliche Zeilenabstand.“

Mit Barbara Hartlage-Laufenberg und Stephan Lesker konnten wir zwei neue Autoren für unser diesjähriges Heft gewinnen. Lesker schreibt in seinem Beitrag über Narrative des Niedergangs bei Hans Fallada und Walter Kempowski. Vielleicht regt Sie sein Artikel

an, erstmals oder wieder einmal einen Roman des gebürtigen Rosstockers zu lesen. Mir hat besonders der zweite Band der neunteiligen *Deutschen Chronik* gefallen, der Gesellschaftsroman *Schöne Aussicht* (1981). Leseanregungen finden Sie auch in der Rubrik „Literatur und literarisches Leben“. Heinz Schumacher und Hermann Weber haben vergessene Autoren/Werke wieder ans Licht gebracht und damit ein wichtiges Anliegen unserer Zeitschrift realisiert. Darüber hinaus finden Sie natürlich noch viel Interessantes, so über aktuelle Theateraufführungen von Fallada-Werken.

Die Weihnachtszeit ist traditionell Theater- und Lesezeit, und wir hoffen sehr, dass auch der *Salatgarten* zu Ihrer Lektüre gehört und Sie nicht enttäuscht. Wir würden uns wie immer über Zuschriften freuen, auch Kritik ist willkommen.

Fauser hat, so seine Biografen, noch eine zweite Lektion von Fallada mitgenommen: „Um hier zu überleben wie ich lebe, muß man hellwach und mit allen Instinkten intakt leben.“ Das schrieb er im Februar 1979 seinen Eltern, acht Jahre vor seinem tragischen, viel zu frühen Tod.

Hellwach und mit allen Instinkten intakt leben, das wünsche ich Ihnen für 2025! Bleiben Sie in diesen schwierigen Zeiten aufmerksam, kritisch und aufrecht!

Hier ist er, der *Salatgarten* 2024. Möge er Sie erfreuen!

Ihre Salatgärtnerin
Sabine Koburger

Geht es Ihnen auch so wie mir,

dass Sie oft Angst bekommen, wenn Sie Zeitungen lesen oder Nachrichten hören? So ging es mir jedenfalls, als ich auf der Titelseite meiner Lokalzeitung die Frage nach einer europäischen Atombombe las, so geht es mir, wenn ich Berichte über Messerangriffe und ähnliche Vorfälle lese.

Deutschland hat sich verändert. Nicht zum Guten! Ich meine jetzt nicht den vielzitierten Rechtsruck. Er ist in den Medien omnipräsent. Mich beschäftigt anderes. Die immer wieder propagierte Vielfarbigkeit geht trotz Regenbogenfahnen, CSD-Demonstrationen und das Einordnen von Randgruppen in die Mitte der Gesellschaft verloren. So empfinde ich, so empfinden viele Freunde, ob nun links, rot, grün, gelb oder blau oder andersfarbig, egal welcher Religion sie angehören oder keiner.

Wo ist sie geblieben, die so hochgeschätzte Diskussionskultur, die ich zum Ende der DDR erstmals erleben konnte? DEMOKRATIE, endlich konnte ich sie erleben und habe sie auch gelebt und verteidigt. Nicht nur ich. Wenn wir kontrovers diskutierten, so achteten wir den „Gegner“, tranken ein Bier miteinander, holten kein Messer heraus, blieben trotzdem befreundet und kündigten nicht eine Lebensfreundschaft, wie jetzt im Freundeskreis geschehen, weil einer der beiden die AfD gewählt hat. Es gab ein Für und Wider, aber auch ein DAZWISCHEN, welches heute auf der Liste der aussterbenden Zustände zu stehen scheint. Ebenso, wie die Worte „FRIEDEN“ und „VERHANDLUNG“, die wäh-

rend des Ukraine-Krieges kaum zu hören sind und im Gaza-Krieg nicht gehört werden.

Für mich entstand der Riss in der Gesellschaft in den unsäglichen Corona-Jahren. Beschimpfungen, Ausgrenzungen – wer an den Maßnahmen der Regierung zweifelte oder gar anderer Meinung war, galt als Corona-Leugner, Impfgegner oder Verschwörungstheoretiker. Man kann in den LKE-Papieren, die öffentlich gemacht werden mussten, nachlesen, was damals, vorsichtig gesagt, schief lief. 2024? Wer rot/grün/gelb in Frage stellt, ist „rechts“. Die Begriffe „Nazi“ und „rechts“ werden inflationär benutzt, dadurch verharmlost und von vielen nicht mehr ernst genommen, von anderen hingegen verinnerlicht und nicht mehr hinterfragt. Beides ist schlimm genug. Ist es richtig, Brandmauern zu errichten gegen die Wahlscheidung von etwa 30 Prozent der Bevölkerung und diese dadurch von politischer Mitbestimmung auszuschließen? Nein! Unsere Demokratie ist stark genug. Unser Grundgesetz ist eine der besten Verfassungen der demokratischen Welt – dazu brauchen wir kritische Medien, die ehrlich berichten, die ihren Auftrag zur Aufklärung ernst nehmen.

Auch die TOLERANZ ist auf der Liste der aussterbenden Wörter angelangt. Toleranz muss gelebt werden, von innen und nicht von oben aufoktroiert. Täglich, von Kindheit an, im Elternhaus vorgelebt, den Kindern weitergegeben. Dass es funktionieren kann, sehe ich im Kindergarten meiner fünf-



jährigen Enkeltochter in Berlin. Kinder aus christlichen, atheistischen, jüdischen, muslimischen Elternhäusern spielen, reden, streiten miteinander. Und ich bin mir sicher, dass die meisten Kinder diese Toleranz und das Miteinander weiter so leben werden.

Wenn meine Sorgen unbegründet sind, einen Dank an den da oben. Und gerne können wir diskutieren, auch am Rande der nächsten Hans-Fallada-Tage.

*In diesem Sinn,
Ihr Lutz Dettmann*

Doris Haupt wird Ehrenmitglied der Hans-Fallada-Gesellschaft

Laudatio auf Doris Haupt

EDZARD GALL

Liebe Fallada-Freunde,
gestatten Sie mir ein paar Worte des Dankes an Doris Haupt.

Doris Haupt gehörte seit 1983 zum Fallada-Freundeskreis und 1991 zu den Gründern der Hans-Fallada-Gesellschaft. Sie ist also seit über 40 Jahren dabei! 1993 übernahm sie das Amt der Schatzmeisterin. In ihre lange Amtszeit – insgesamt 20 Jahre! – fielen u. a.: die Rekonstruktion des Fallada-Anwesens, die Einrichtung der ehemaligen Scheune zum modernen Veranstaltungssaal, zahlreiche Ausstellungen und Publikationen sowie die umfassende Betreuung der kontinuierlich wachsenden Mitgliederzahl.

Waren es bei Amtsantritt 1993 noch ca. 70 Mitglieder, sind es heute 329. Und daran hast Du, liebe Doris, einen großen Anteil.

Doris Haupt hat dann auch sehr erfolgreich ihre Nachfolger eingearbeitet und ein wohlbestelltes Feld hinterlassen. Seit 2013 war sie Assistentin des Vorstandes.

Und egal, in welcher Position: Liebe Doris: Du hast hervorragende Arbeit geleistet.

Und, liebe Fallada-Freunde, damit Sie eine Vorstellung davon bekommen, was Doris Haupt in den vergangenen elf Jahren geleistet hat, möchte ich Ihnen einen kleinen Überblick ihrer umfangreichen Tätigkeit geben:

So hat sie sich um die Mitgliederverwaltung und -pflege gekümmert. Also um die Bearbeitung

von Eintritten und Austritten, die Datenpflege, die Aktualisierung der Mitgliederlisten, die Erstellung von Geburtstagslisten, und das Schreiben & Versenden von Glückwünschen und die Kontrolle von Beitragszahlungen sowie (bei Bedarf) um Zahlungserinnerungen.

Auch für den Schriftverkehr der Hans-Fallada-Gesellschaft war Doris verantwortlich. Das bedeutet Vertrags- und Terminkontrollen, auch mit der Gemeinde, Einladungen zu den Vorstandssitzungen verschicken, Protokollführung, Termin- und Protokollkontrolle für den Vorstand, die Versendung von Jahresgabe und Weihnachtsbrief, Kontrollen der Festlegungen aus den Vorstandssitzungen, Vorbereitung des Salatgarten-Versands an Mitglieder, Abonnenten, Belegempfänger, und die Vorbereitung der Mitgliederversammlungen.

Darüber hinaus hat Doris Haupt die Vorstandsmitglieder bei ihrer Arbeit begleitet. Sie hat an der Organisation der Hans-Fallada-Tage mitgewirkt und die Redaktion des Salatgartens unterstützt.

Nicht zuletzt übernahm sie eine Vielzahl von Aufgaben für das Museum wahr.

Last but not least: die Aufgaben zur Buchhaltung des Vereins. Doris hatte die gesamte Finanzbuchhaltung der hfg und des Museums zu verantworten. Hier nur einige Zahlen dazu: die Führung von ca. 100 verschiedenen Konten mit ca. 1.000 Buchungen pro Jahr und mit Geldbewegungen im sechsstelligen Bereich.



Foto: Wolfgang Behr

Die Stichworte hierzu lauten: Einnahmen-Überschuss-Rechnung, Jahresabschluss, Finanzunterlagen für das Steuerbüro, Umsatzsteuererklärung, Körperschaftssteuererklärung.

Zudem lieferte Doris Haupt wertvolle Zuarbeit zur jährlichen Finanzplanung und Finanzabrechnung für den Schatzmeister.

Liebe Doris, wir sind dir zu großem Dank verpflichtet. In all den Jahren warst du immer mit deiner großen Umsicht, deiner steten Verlässlichkeit und einem Blick für das Große und Ganze dabei. Mit deinem Berliner Humor, deiner Spontaneität und gelegentlichen „Kopfwäschen“ hast du uns dabei oft auf den richtigen Weg gebracht. Für all das haben wir, deine Kollegen, dich immer bewundert und sehr gern mit dir zusammengearbeitet. Du hast dich im wahrsten

Sinne des Wortes um die Fallada-Gesellschaft verdient gemacht. Es wird kaum möglich sein, liebe Doris, dich zu ersetzen.

Wir wünschen dir einen wohlverdienten Ruhestand, noch viele Jahre voller Gesundheit und aber auch einen fröhlichen Unruhestand.

Wir sind uns sicher, dass du auch ohne offizielles Amt sowohl Hans Fallada, als auch der Hans-Fallada-Gesellschaft, vielleicht auch in

besonderer Stellung, und deinen Fallada-Freunden gewogen bleiben wirst.

Und apropos Unruhestand: Wir haben uns natürlich Sorgen darüber gemacht, womit du zukünftig deine Zeit verbringen wirst. Da wir alle wissen, dass du sehr an Kultur und an Museen interessiert bist, möchten wir dir hiermit eine Jahreskarte für die Staatlichen Museen Berlin inklusive aller Sonderausstellungen überreichen.

Wir wünschen dir viel Freude mit diesem Geschenk!

*Hinweis der Redaktion:
Lesen Sie dazu auch im Bericht der Mitgliederversammlung.*

Neun Fragen an die Bürgermeisterin der Gemeinde Feldberger Seenlandschaft

LUTZ DETTMANN

Sehr geehrte Frau von Buchwaldt, im letzten Jahr musste ich leider das geplante Interview mit Ihnen aus redaktionellen Gründen absagen. Umso mehr freut es mich, dass Sie mir in diesem Sommer ein solches gewähren, so dass unsere Mitglieder und Leser mehr über Sie erfahren.

Frau von Buchwaldt, Sie sind seit etlichen Jahren Bürgermeisterin der Feldberger Seenlandschaft und dadurch als kooptiertes Mitglied des Vorstandes sehr intensiv mit der Hans-Fallada-Gesellschaft verbunden. Hatten Sie schon vor dieser Zeit einen Bezug zu Hans Fallada und seinen Werken?

Um genau zu sein, ich bin seit 15 Jahren Bürgermeisterin der Gemeinde Feldberger Seenlandschaft. Meine Schulzeit habe ich an der Hans-Fallada-Schule verbracht. Somit hatte ich als Schülerin der Hans-Fallada-Schule Feldberg ei-

nen frühen Bezug zu Fallada, mit seinen *Geschichten aus der Murkelei* sind wir aufgewachsen. Dafür haben meine Lehrer wie z. B. Frau Vitense oder Herr Teichfischer immer gesorgt. Durch die Namensgebung der Schule (wenn auch in Feldberg damals nicht ganz unumstritten) war die Person Fallada postum in der Öffentlichkeit präsent.

Auch wenn sich meine Frage eventuell mit der ersten Frage überschneidet: Wenn man über Jahre mit der hfg zusammenarbeitet, ändert sich dann die Sicht auf den Autor?

Natürlich. Ich habe die *Geschichten aus der Murkelei* ja nicht gemocht, weil Fallada der Autor war, sondern weil Fridolin ein superfrecher Dachs war oder ich mit Mäusecken Wackelohr mitgeföhlt habe. Dass damit eine Erzählkunst verbunden ist, versteht ein Kind noch nicht. Der Schriftsteller blieb im Hintergrund. Als Erwachsene habe ich dann auch seine weitere Literatur gelesen. Durch die Ar-



Foto: Michael Thoms

beit in der hfg kam ich auch dem Menschen näher, habe auch seine Abgründe und Seelennöte verstanden, mit denen Rudolf Ditzen zeitlebens zu kämpfen hatte.

Gibt es abseits von Fallada einen Schriftsteller, den Sie besonders mögen oder ein Buch, welches Sie in Ihrer Jugend begeistert hat?

Horst Beselers *Käuzchenkuhle*

Frau von Buchwaldt, Sie sind Politikerin, sind Mitglied der SPD. Wie schätzen Sie das momentane politische und gesellschaftliche Bild unseres Landes ein?

Ich bin Bürgermeisterin einer großen Landgemeinde, die parteipolitische Zugehörigkeit ist meiner Meinung nach zweitrangig. Ich werde jedenfalls selten danach gefragt. Ich setze mich über alle Parteiinteressen hinweg für meine Gemeinde ein. Zu Ihrer Frage: Ich besitze nicht die Fähigkeit, komplexe Sachverhalte mit einfachen Antworten zu versehen. Aber ich erkenne, dass die Leistungsträger in unserer Gesellschaft die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände sehr kritisch hinterfragen, weil sie mittlerweile wohlstandsgefährdend für die Mitte der Gesellschaft geworden sind. Verantwortet in der Politik noch jemand das, was er entscheidet? Probleme einer überbordenden Bürokratie haben sich seit Jahren, teilweise Jahrzehnten in der Wirtschaft und bei der öffentlichen Hand aufgebaut, ohne dass man dem strukturell entgegenwirkt. Planungsprozesse zum Bau von Wohnungen, einer Schule oder Kita dauern ewig! Ich mahne beherrzte Reformen an. Gesellschaftspolitisch bemerke ich, dass sich eine Diskussionskultur des erhobenen Zeigefingers Bahn bricht, die Debattenkultur für gesellschaftlich relevante Probleme stellt sich

für mich oft als alternativlos, moralisierend und skandalisierend dar. Das liegt inzwischen sicher auch an der Medienlandschaft.

Und wenn wir schon dabei sind. Bitte nicht lachen! Nehmen wir an, Sie wären Bundeskanzlerin. Welche politischen Maßnahmen würden Sie als erste anstoßen?

Ich würde die Vertrauensfrage stellen.

Bleiben wir bei Ihrer Arbeit: Was stört Sie da gegenwärtig, was und welche Menschen schätzen Sie?

Was mich stört, versuche ich zu ändern. Wir leben in der Feldberger Seenlandschaft in einem sehr privilegierten Umfeld mit einer unschätzbar kostbaren Natur. Bei uns ist die Kriminalitätsrate gering. Wir haben Kitas, Schule, eine Betreuung für ältere Menschen und eine gute ärztliche Versorgung. Bis zum nächsten großen Krankenhaus sind es 30 km. Die Feuerwehr ist top aufgestellt. Wir haben hervorragende Unternehmen, innovative Unternehmer, ein schönes Vereinsleben und ich habe an meiner Seite ungemein engagierte Mitstreiterinnen und Mitstreiter in der Verwaltung und Kommunalpolitik, ohne die ich meine Arbeit nicht machen könnte. Ich neige nicht zum Jammern. Die langfristige Entwicklung und der Erhalt der Attraktivität meiner Region sowie die Entwicklung und Zukunftsabsicherung sind mein An-

liegen. Ich muss mich darauf konzentrieren, was machbar ist, nicht was mich stört.

Sie wirken bei Ihren Öffentlichkeitsauftritten immer sehr fokussiert, entspannt und ruhig. Wie gelingt es Ihnen, die Balance zwischen Stress und Entspannung herzustellen?

Vielen Dank, dass Sie das so einschätzen. Ich liebe das, was ich tue, deswegen vielleicht. Mittlerweile habe ich auch Übung bei öffentlichen Veranstaltungen, das war zu Anfang nicht immer so. Ich reite seit meiner Kindheit, wenn ich Zeit habe, steige ich aufs Pferd.

Was würden Sie jungen Leuten, die ihr Leben erfolgreich meistern wollen, heute auf den Weg mitgeben?

Neugier, Ehrgeiz, Fleiß und zwei (Welt)Sprachen lernen. Erfolg hängt auch mit Scheitern zusammen. Scheitern setzt Lernprozesse in Gang.

Eine letzte und sehr persönliche Frage: Welche Wünsche/Träume möchten Sie sich unbedingt noch erfüllen?

Derzeit gibt es 22 Kriege und furchtbare Krisen auf unserem Planeten. Diese Kriege und Konflikte zu beenden, wäre ein Traum. Außerdem wünsche ich mir, dass Krebs endlich heilbar ist.

**Vielen Dank!
Ihnen einen schönen Urlaub.**

Ein Tag im Fallada-Museum Carwitz

PETER SCHULZ

Als sich im Frühjahr abzeichnete, die Sommersaison wird personell eine große Herausforderung, war mein erster spontaner Gedanke: Da setze ich mich halt auch gelegentlich an die Kasse. Denn nicht nur hatte der FSJler, eine wichtige Unterstützung im Museumsdienst, überraschend im April sein Soziales Jahr abgebrochen, auch eine der drei Kolleginnen fiel krankheitsbedingt vollständig aus. So standen in diesem Sommer weitgehend nur zwei Mitarbeiterinnen mit zusammen 40 Wochenarbeitsstunden für ganze sechs wöchentliche Öffnungstage zur Verfügung. Jeder, der die Grundrechenarten beherrscht, erkennt sofort, das reicht nicht! Oder besser gesagt, es reicht! Nämlich mit dem Aufbau von schwindelerregenden Überstundenbergen, Urlaubsverzicht und vor allem einem sehr engagierten Team einschließlich des Museumsleiters. Und einigen ehrenamtlichen Unterstützern. Ein anderer meiner Gedanken war, dem Schatzmeister der Fallada-Gesellschaft, die schließlich Arbeitgeberin ist, steht es sicherlich nicht schlecht zu Gesichte, wenn er mal selbst erfährt, wie ein Tag im Museum denn eigentlich so verläuft. Und er hat einige Erkenntnisse gewinnen können, der Schatzmeister!

Um 10 Uhr werden die Türen für die Gäste geöffnet, was keineswegs heißt, erst wenige Minuten vorher wird das Licht angeschaltet, das Kassensystem hochgefahren und das Namensschild ans Hemd gesteckt. Weit gefehlt. Vorher nämlich sind die Räume zu inspizieren, je nach Wetter und Verschmutzung Böden und Wege

zu reinigen, herabgefallene Äste und Stolperfallen zu beseitigen. Im Herbst sind auch die Massen an Kastanien und Blätter beiseite zu schaffen. Die Sitzgelegenheiten im Garten und die Hinweisschilder werden ebenso von den Ausscheidungen der Vögel befreit wie die Toiletten von denen der ... Nun, die menschlichen Besucher verhalten sich in den stillen Örtlichkeiten zum Glück ordentlicher als die Vögel. Dennoch ist die tägliche Reinigung bei so vielen Besuchern unvermeidbar.

Als Schatzmeister habe ich mich gewundert, warum eigentlich keine Kosten für Reinigungskräfte anfallen. Nun weiß ich es und Sie, liebe Leser, wissen es ebenfalls. Die Reinigung nicht nur besagter stiller Orte, auch aller anderen Orte, obliegt den Mitarbeitern. Da ich während meines Zivildienstes auch in einem Zeltlager mit mehr als tausend Jugendlichen eingesetzt war, ist mir die Reinigung von sogenannten Waschräumen durchaus nicht fremd. Also Latexhandschuhe an und ran! Die Mitarbeiterinnen des Museums sind spätestens bei dieser Erfahrung meine persönlichen Heldinnen!

Ist alles sauber, kommen die angenehmeren Aufgaben. Die Lampe auf Falladas Schreibtisch und die Stehlampe im Arbeitszimmer werden angeschaltet, die Beleuchtungen in den Räumen, der Bildschirm im Filmraum und die Hörstation vorbereitet und – zumindest im Sommer – bei Bedarf auch die Blumen in den Vasen ersetzt, Pflanzkübel gegossen. Und endlich auch das Kassensystem hochgefahren. Jetzt, da endlich alles so ist, wie es sein soll, dürfen sie rein, die Besucher. Wenn

keine Führungen anstehen, geht es meist gemächlich los. Nach und nach kommen die Gäste, das Haus ist noch leer und ruhig. Diese Zeit empfinde ich als die schönste des Tages. Die Stimmung des Morgens liegt noch in der Luft, die Energie dieses besonderen Ortes ist ganz besonders intensiv.

Neugierig war ich natürlich auf die Besucher. Was mögen da für Menschen kommen, wie verhalten sie sich und welche Fragen mögen sie haben? Nun, die meisten wirken zunächst ein wenig unsicher. Sie kennen den Ort nicht, wissen nicht genau, was sie erwartet. Dem kann ein wenig abgeholfen werden, und so habe ich es mir zur Angewohnheit gemacht, nach dem Kartenverkauf aufzustehen und das Büchlein über Haus und Garten, das jeder Besucher leihweise erhält, auf Augenhöhe zu übergeben und zu erläutern. Ein Mensch hinter einem Schalter strahlt immer auch etwas Distanziertheit aus. So empfinde ich es jedenfalls. Umso schöner, wenn diese Distanz aufgebrochen werden kann, wenn spürbar wird, es entsteht ein Kontakt, vielleicht wird eine Hemmschwelle überwunden. Es soll sich jeder wohl fühlen im und mit dem Haus und den Menschen, die früher dort lebten und heute eben dort arbeiten.

Jeder Mensch ist besonders und anders, und so sind es auch die in Carwitz. Einige kommen, weil das Fallada-Haus als Sehenswürdigkeit im Urlaub auf der Liste steht, einige ganz gezielt und bewusst wegen Fallada, manchmal auch aufgeregt, am Schaffensort eines berühmten Schriftstellers zu sein. Manche kommen allein wegen des Gartens und einige, weil sie

zufällig vorbeigekommen, manchmal auch vorbeigepaddelt, sind. Manche versuchen, sich den Eintritt zu sparen und manche wollen nur ein Buch kaufen. Manche sind nach 15 Minuten bereits wieder weg und manche nach zwei Stunden noch da und würden am liebsten dableiben. Doch ganz viele sind wirklich berührt. Die, die sich Zeit lassen, einlassen. Die besonders schönen Momente sind Blicke in strahlende Augen und Gesichter am Ende des Besuches. Wenn jemand etwas für sich entdeckt hat, positiv überrascht wurde von etwas, mit dem er nicht gerechnet hat, eine Verbindung entstanden ist.

Oft ergeben sich am Ende des Besuches kleine Gespräche. Denn das Herz möchte sich mitteilen. Auch das ist ein unerwarteter und besonders angenehmer Aspekt des Kassendienstes. Ebenso unerwartet wie die vielen Fragen, die da kommen. Die manchmal auch etwas eigenartig erscheinen. Ganz eindeutig wird erwartet, der Mensch hinter diesem Kassenschalter im Fallada-Haus kennt jedes Detail über den einstigen Hausherrn. Dazu gehören die Lebensdaten Falladas, möglichst auf den Tag genau. Welche Bücher hat er in Carwitz geschrieben, wurde er hier geboren und ist er hier gestorben. Welche Porzellanmanufaktur hat die Teetasse auf dem Schreibtisch hergestellt und welcher Verlag hat die Lexikonreihe im Bücherregal herausgegeben. Wann und aus welchem Grund war Fallada in Haft und wann ge-

nau hat er den Namen Fallada angenommen und warum denn eigentlich. Welche Pflanzen stehen dort hinten im Garten und welche Apfelsorten. Was hat denn eigentlich dieser Herr Ditzen mit Fallada zu tun und welche Drogen hat er denn genommen. Warum ist denn die Ausgabe von *Jeder stirbt für sich allein* vom Rowohlt dünner als die vom Aufbau Verlag und sind die beide identisch, haben Sie *Mäuseken Wackelohr*, ja haben wir, gebunden, in zwei unterschiedlichen Ausgaben. Auch Mitarbeiter kommen so immer wieder in den Lern- und Erfahrungsprozess, und sei es nur der, eine gewisse Souveränität aufzubauen.

So vergeht ein Tag im Fallada-Haus erstaunlich schnell. Und er macht Freude. Nicht nur den Besuchern. Die Begegnungen und die Gespräche tun gut. Fremde Menschen kommen miteinander in Kontakt. Das erscheint mir gerade in dieser Zeit, in der Kontakte immer mehr ins Unpersönliche zu gehen scheinen, als besondere Wohltat. So endet nun mein Bericht von einem Tag im Fallada-Museum. Die letzten Besucher haben das Anwesen verlassen, die Lichter werden ausgeschaltet und die Türen verschlossen. Nun übernehmen andere Lebewesen den Garten, ein Reh, der Dachs, der unter der Veranda lebt, der Waschbär oder ein Fuchs auf seiner Tour. Ein friedvoller Ort der Begegnung, ein wundervolles Mitarbeiterteam trägt dazu bei.

In memoriam Peter Groß

Ein langjähriges Vorstandsmitglied hat uns für immer verlassen

LUTZ DETTMANN

Er war der ruhende Pol, wenn es einmal heiß herging bei den Diskussionen während der Vorstandssitzungen. Er ist nie aus seiner Haut gefahren – jedenfalls kann ich mich nicht daran erinnern. Und wenn er sich dann schließlich äußerte, hatte er eine Lösung oder beruhigte die allzu Heftigen. Ich habe seine sonore Stimme noch im Ohr. Ich glaube, er fühlte sich mit Sakko und Hemd wohl, denn oft kam er so gekleidet zu den Vorstandssitzungen. Auch auf den Bildern, die ich habe, ist er oft so zu sehen. Und sein Profil war sowieso markant. Wir mochten ihn alle. Die Rede ist von Peter Groß. Er ist am 15. November 2023 nach kurzer, schwerer Krankheit verstorben. Diese Nachricht hat nicht nur mich berührt, denn wir schätzten Peter sehr, nicht nur wegen seiner guten Arbeit im Vorstand.

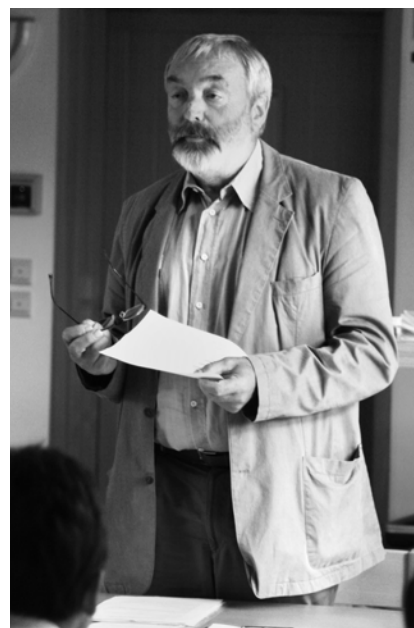
1947 in Feldberg geboren, dort aufgewachsen, war Peter, trotz Unterbrechungen, viele Jahre in Feldberg wohnhaft, mit der Stadt, der Landschaft fest verwurzelt. Peter Groß legte 1966 sein Abitur in Neustrelitz ab, ging dann zum Studium der Veterinärmedizin nach Berlin an die Humboldt-Universität und arbeitet von 1971 bis 1991 als praktischer Tierarzt im Kreis Neustrelitz. Peter setzte sich noch einmal auf den Hosenboden, ließ sich zum Fachtierarzt für kleine Haus- und Pelztiere ausbilden. 1994 bis 2007 arbeitete er als Amtstierarzt im Veterinäramt des Landkreises Mecklenburg-Strelitz.

Von 1994 an war Peter Groß unser „Verbindungsman“ zwischen Ge-

meinde und Vorstand, denn ihn bestimmte die Stadt Feldberg als Mitglied in unseren Vorstand. Er war ein sogenanntes „geborenes Mitglied“. Und diese Bestimmung war für Peter seine Bestimmung. Das spürten wir immer wieder. Nicht nur, weil er regionale Handwerker und Dienstleister als Feldberger Urgestein kannte und uns empfahl, sondern auch, weil er die Stimmung in der Gemeinde stets sehr präzise vermitteln konnte. Jede Art tatkräftige Unterstützung war Peters Ding. Mir fällt spontan die Ausgestaltung unseres Wagens für den Umzug zur Feier der 750. Wiederkehr der Gründung Feldbergs ein. Peter war „richtig“ im Vorstand, nicht nur von seiner Gemeinde delegiert. Von 2005 bis 2007 dann auch gewähltes Mitglied. Peters besonderes Verdienst: Die schwierige Aufgabe der Leitung der Arbeitsgruppe „Freundeskreis“, die sich mit der Geschichte des Freundeskreises vor 1989 beschäftigte, und die er bis zum Abschluss unbeirrt weiterführte. 2007 verließ er uns.

2010 trat Peter Groß in den Ruhestand. In Carwitz sahen wir ihn meist während der Fallada-Tage. Und auch wenn die Zeit knapp war, fanden wir doch immer einige Minuten für uns. Er war der Peter von „früher“: Ein Lächeln im Gesicht, der sich freute, seine ehemaligen Vorstandskollegen und Freunde zu treffen. Und natürlich meist im Hemd und Sakko. Zuletzt traf ich Peter bei den Hans-Fallada-Tagen 2023. Ein herzliches Gespräch. Zum Abschluss: „Na dann, bis zum nächsten Sommer. Man sieht sich!“

Leider ist dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen.



Peter Groß als Wahlleiter, 2009
Foto Achim Ditzten



Peter auf seinem Motorroller, 2006
Foto Achim Ditzten

In memoriam Nicholas Jacobs

Der Verleger der ersten englischen Fallada-Biografie ist verstorben

LUTZ DETTMANN

Nick, wie wir ihn nannten, zählte zu den ersten Mitgliedern unserer Gesellschaft. Ob er damals unser einziges Mitglied aus ‚Old England‘ war, kann ich nicht sagen. Aber er war gern gesehener Gast der Hans-Fallada-Tage – das weiß ich mit Sicherheit. Und wer ihn näher kannte, schätzte ihn sehr, nicht nur wegen seiner ruhigen und freundlichen Art. Wie in ihm die Liebe zur deutschen Literatur und eben auch zu Hans Fallada brannte, das spürte wohl jeder seiner Gesprächspartner. Nick hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die deutschen Klassiker, die deutschen Exilanten und Hans Fallada dem englischen Publikum nahezubringen.

Stationen seines Lebens

1939 geboren, aufgewachsen in einer wohlhabenden jüdischen Familie, genoss er eine Ausbildung als Internatsschüler an der renommierten Charterhouse School. Diese verließ er mit 16 Jahren, um nicht mit einem silbernen Löffel im Mund zu ersticken, so soll er einmal gesagt haben. Nach dem Verlassen der Schule ohne Abschluss begann er eine Lehre bei dem Wörterbuchverlag Cassels und wurde nach der Ausbildung zum Wehrdienst einberufen. Wann er seine Liebe zur deutschen Sprache entdeckte, ist mir nicht bekannt. Allerdings nahm er bereits während seiner Ausbildung Deutschunterricht bei dem aus Österreich geflohenen Vater des Verlegers George Weidenfeld, der sich als

Nachhilfelehrer durchschlug. Seinen Wehrdienst absolvierte er in Westdeutschland. Hier entdeckte Nick Jacobs seine Liebe zur deutschen Kultur und Literatur. Er studierte in Freiburg und Hamburg und kehrte Anfang der 1960er Jahre wieder zurück nach England

– „voll von Hegel, Feuerbach und Marx“. 1964 trat er der Kommunistischen Partei bei (unser zweiter englische Kommunist neben Hamish Kirk). Nick arbeitete für Penguin, danach für einige linke Verlage und war Gründungsredakteur von New Left Books (jetzt



Eröffnung der Ausstellung „Lebensorte“ 1997 in Feldberg. Die Mitglieder der hfg und Nicholas Jacobs, 2. v. l. Foto: Harald Wenzel-Orf



Jenny Williams und Nicholas Jacobs lesen aus dem Manuskript „More Lives Than One“, 1997 Foto: Harald Wenzel-Orf

Verso). Sechs Jahre arbeitete er bei Lawrence and Wishart (Verlag der Kommunistischen Partei). Er betreute die englische Herausgabe der Gesammelten Werke von Marx und Engels und andere Autoren und arbeitete als Übersetzer. So 1970 Georg Lukács, *Lenin: eine Studie über die Einheit seines Denkens* oder Wolfgang Abendroth, *Eine kurze Geschichte der europäischen Arbeiterklasse*. Er betreute Werke von Brecht, Lukács, Benjamin, schrieb selbst über deutsche Literatur und deutsche Autoren.

Der Verlag

1986 gründete er seinen Verlag *Libris*. Er versuchte, „etwas von dem Schaden zu reparieren, den die zwei Weltkriege, aber insbesondere der Nationalsozialismus dem Ruf der deutschen Literatur in Großbritannien zugefügt haben.“² 1989 erschien bei *Libris* in der Übersetzung von Charlotte und A. L. Lloyd *The Drinker*. Ein Jahr später Kästners *Fabian* und eine Biografie über Ernst Toller. Biografien über Brecht und Georg Heym folgten. Der Verleger traute sich auch an die deutschen Klassiker: 1994 veröffentlichte er Johann Peter Hebel, *The treasure chest*, 1999 Johann Wolfgang von Goethe, *Selected poetry*. 1996 brachte Nick Falladas Welterfolg, übersetzt von Susan Bennett, auf den englischen Buchmarkt. Zwei Jahre später erschien die erste englische Biografie über Hans Fallada *More lives than one* bei *Libris*. Bereits 1997 stellten die Autorin Jenny Williams und ihr Verleger das Buch vor. 2002 erschien es dann auch in Deutschland, beim Aufbau Verlag. Sicher können sich noch viele unserer Mitglieder an die Vorstellung der deutschen Ausgabe des Buches durch die Autorin Jenny Williams während der internationalen Fallada-Konferenz in

Carwitz 2002 erinnern. Wie ein roter Faden ziehen sich die Namen deutscher Autoren durch die Verlagsgeschichte von *Libris*. Dessen Geschichte endet 2009 mit Erdmut Wizislas Buch *Walter Benjamin and Bertolt Brecht: The Story of a Friendship*.

Doch mit dem Ende von *Libris* endeten Nicholas Jacobs' literarische Verpflichtungen nicht. Er veröffentlichte weiterhin Texte zur deutschen Literaturgeschichte, schrieb Rezensionen und übersetzte Bücher, so Heinrich von Kleist, *Die Marquise von O*.

Wie ich ihn kenne

Wenn ich ehrlich bin, kannte ich Nick bis 2004 nur flüchtig. Einmal ein Gespräch am Rande der Hans-Fallada-Tage, gegenseitige Wünsche zum Weihnachtsfest, mehr nicht. Doch dann, es muss 2003 während der Fallada-Tage gewesen sein, kamen wir in ein langes Gespräch. Nick erzählte mir, dass auf seine Initiative Erinnerungsplaketten in London, Charlton und Camden, dort für Fontane, an Häusern angebracht worden waren. Er berichtete mir über den jungen Poeten Charles Hamilton Sorley, der mit gerade 20 Jahren in Nordfrankreich 1915 gefallen war. Sorley hatte sich im Winter 1914 für einige Monate in Schwerin aufgehalten, bevor er sich zum Studium nach Jena begeben wollte. Nick bat mich, ob ich für ihn vor Ort recherchieren könnte, wo Sorley zu dieser Zeit gewohnt hatte. Wenige Monate später hielt ich ein Buch mit Briefen und Gedichten von Sorley in den Händen. Und wirklich gelang es mir, das Wohnhaus ausfindig zu machen. Dort sollte eine kleine Tafel an den gefallen Dichter erinnern, so Nicks Idee. Nun, um es kurz zu machen: Diese Idee scheiterte – erst am Büro-

kratismus der Landeshauptstadt, dann am Hausbesitzer. Schade! So hätte Nicholas Jacobs in Schwerin eine Spur hinterlassen. Wir schrieben uns noch eine Zeit weiter, trafen uns 2012 in Lübeck. Leider brach dann der Kontakt ab. Nick ist mir als kenntnisreicher und herzlicher Gesprächspartner in Erinnerung geblieben.

Er starb am 16. Februar im Alter von 85 Jahren in London an den Folgen seiner Krebserkrankung und hinterlässt zwei Kinder und zwei Enkelkinder.

Seine Lebensaufgabe, Hans Falladas Werk wieder in das Bewusstsein der englischen Leser zu bringen, hat er erfüllt. Doch leider blieb es ihm nicht vergönnt, dies mit seinem Verlag zu schaffen. Die Bestsellerzahlen verbuchen andere englische Verlage. Doch Nicholas Jacobs hat großen Anteil daran, dass Hans Fallada nach 50 Jahren wieder in England gelesen wird.

1 <https://jacobslibris.uk/about-these-writings/> (18.10.2024).

2 Thomas, Gina: Zum Tod von Nicholas Jacobs, Sachwalter der deutschen Literatur, in: FAZ vom 23.2.2024.

Wiederentdeckt nach 95 Jahren.

Falladas Prozessberichte vom Landvolkprozess 1929 in Neumünster. Vorstudien zum Roman „Bauern, Bonzen und Bomben“, Teil I

HANNES GÜRGEN

Während der umfangreichen Recherchearbeit zum *Fallada-Handbuch* (veröffentlicht bei De Gruyter 2019) wurde nicht nur im Hans-Fallada-Archiv in Carwitz, sondern auch im Stadtarchiv Neumünster der noch erhalten gebliebene Gesamtbestand des *General-Anzeigers für Neumünster* gesichtet und ausgewertet; also von jener kleinen Tageszeitung, für die Fallada von November 1928 bis Januar 1930 als Kulturberichterstatter tätig war. Mit dem Autorenkürzel „-en“ unterschrieb Fallada den Großteil seiner Beiträge in dieser Zeit. In der Aufstellung der Gesamtbibliografie zum *Handbuch* wurde hauptsächlich auf dieses Kürzel rekurriert, verstanden als gesichertes Kennzeichen eines autorisierten Fallada-Textes. Manche Texte, wie beispielsweise seine Filmkritiken, wurden jedoch auch anonym verfasst, so dass diese nicht verifiziert bzw. nicht als gesicherte Fallada-Texte ausgewiesen werden konnten. Die im *General-Anzeiger* zu findenden Prozessberichte über den sogenannten Landvolkprozess zählen ebenfalls zu dieser Kategorie der nicht namentlich gekennzeichneten Texte Falladas und wurden von uns verantwortlichen Bibliografen damals zwar zur Kenntnis genommen, aber – da nicht namentlich gekennzeichnet – wieder zur Seite gelegt und nicht weiter geprüft oder genauer analysiert.

Über Jahre behielt ich diese Texte allerdings im Hinterkopf und nahm mir vor, sie irgendwann

einer genaueren Untersuchung zu unterziehen. Anfang 2024 beschäftigte ich mich per Zufall wieder mit dem journalistischen Werk Falladas Ende der 1920er Jahre und überprüfte dabei meine alte Scansammlung auf – womöglich – übersehene Fallada-Texte. Es ist nachweislich belegt, dass Fallada damals der hauptverantwortliche Prozessberichterstatter des *General-Anzeigers* beim Landvolkprozess war,¹ der vom 28. Oktober bis 12. November 1929 vor dem Schöffengericht Neumünster stattfand.² „Hintergrund dieses Prozesses war eine Demonstration der Neumünsteraner Landbevölkerung, die sich gegen staatlich verordnete Pfändungen richtete. Diese wurde von der Polizei gewaltsam niedergeschlagen und von den Bauern mit einem lang anhaltenden Warenboykott beantwortet“.³ Ich verglich die im *General-Anzeiger* abgedruckten Prozessberichte mit dem Monate später entstandenen Roman *Bauern, Bonzen und Bomben*. Und in der Tat: Nicht nur inhaltlich, sondern auch ästhetisch nehmen diese Texte bereits die spätere, neusachliche Romanausrichtung vorweg. Diese Texte können als ein stilistisches Experimentierfeld bzw. als erste literarische Vorstudien zum Roman verstanden werden. Die abgedruckten Prozessberichte im *General-Anzeiger* gehören damit zu den frühesten Textzeugnissen Falladas, die sich mit der Thematik um den Landvolkprozess befassen: Sie bilden mit dem bereits im September 1929 im *Tage-Buch* abgedruckten Artikel *Bauernkrieg wider*

*Neumünster*⁴ und den im November sowie Dezember erschienenen Zeitschriftenbeiträgen Falladas eine wichtige Schnittstelle innerhalb der allgemeinen Textgenese zu *Bauern, Bonzen und Bomben*.⁵

Im Stadtarchiv Neumünster waren lediglich noch drei Prozessberichte auffindbar (Ausgaben des *General-Anzeigers* vom 31.10. sowie vom 8. und 9.11.1929), die ganzseitig im A3-Format und datiert vorlagen. Diese Ausgaben bildeten einen wichtigen Orientierungspunkt, um die undatierten Artikel aus dem HFA (Signatur N 2) chronologisch zu rekonstruieren. Unglücklicherweise wurden die Originalzeitungstexte im HFA ausgeschnitten und nachträglich teilweise unschön wieder zusammengeklebt, sodass sie dem A4-Format entsprechen konnten. Oftmals wurden dabei Textzeilen abgeschnitten oder gar ganze Textpassagen übersprungen, wodurch der inhaltliche Zusammenhang leidet. Ärgerlich ist es zudem, wenn sogar die Titelzeilen der Artikel nur noch fragmentarisch vorliegen, die eine korrekte bibliografische Angabe deutlich erschweren. Ungeachtet dieser Herausforderungen ist es umso erfreulicher, dass die Prozessberichte Falladas nach 95 Jahren erstmals und nahezu komplett in zwei Teilen im *Salatgarten* wieder abgedruckt werden können. Im ersten Teil (*Salatgarten* 2024) werden die ersten sechs Prozesstage behandelt und abgedruckt – im zweiten Teil (*Salatgarten* 2025) die restlichen bis zum Prozesstag elf samt Abschlussbericht. Die qualitativ sehr heterogenen

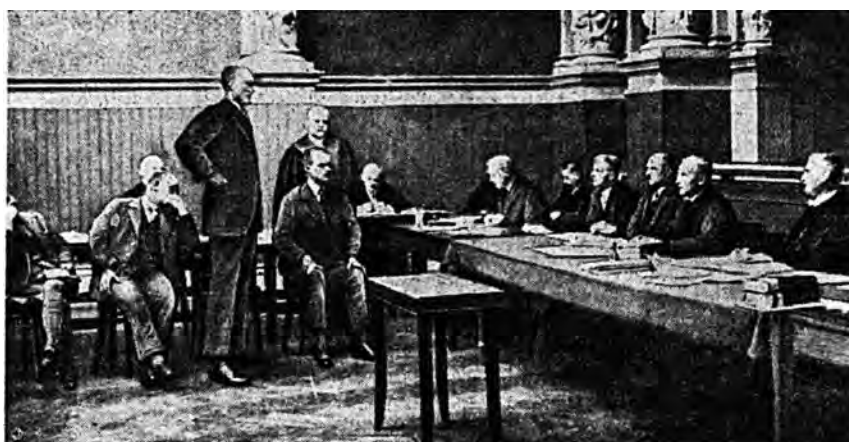
Zeitungstexte wurden für den Druck sehr sorgfältig bearbeitet, um die bestmögliche Quellengrundlage für weitere Forschungsanliegen zu ermöglichen. An dieser Stelle sei insbesondere Dr. Sabine Koburger für ihre Offenheit und Bereitschaft für dieses Projekt sowie Yvonne Klomke für die Recherche im HFA herzlich zu danken.

Schon am ersten Prozesstag (28. Oktober 1929) nimmt Fallada in seinem Eröffnungsbericht ganz die Rolle des Augenzeugen ein, der nicht nur sein Publikum über allgemeine Sachverhalte, sondern auch über Stimmung und Atmosphäre im Gerichtssaal informiert: „Der große Prozeß gegen sechs Angeklagte, die sich an den Unruhen am 1. August beteiligt haben sollen, begann heute morgen um 10 ½ Uhr im Carl-Sager-Haus. Ein Aufgebot von 58 Schupoleuten ist aus Kiel gekommen, um die Verhandlung von jeder Störung zu sichern [...]. Um 10.25 Uhr herrscht im Saale noch gähnende Leere, nur wenige Zuschauer haben sich bisher eingefunden“.⁶ Schon in diesem ersten Bericht ist bemerkenswert, dass Fallada seine zugewiesene Rolle als sachlich-neutraler Prozessberichterstatte des *General-Anzeigers* verlässt und keinen Hehl daraus macht, bei welchem Angeklagten seine Sympathien sind. So liegt sein Augenmerk – im Gesamtkontext des Artikels eigentlich eher unpassend – auf nebensächlichen Details, wobei er beispielsweise die Biografie des verkehrten Angeklagten Muthmann rekapituliert, um Verständnis und Empathie für dessen Situation zu erwecken: „Große Aufmerksamkeit erregt der Angeklagte Muthmann, dessen linke Hand verstümmelt ist. Sein Vater war Fabrikant, er hat die Realschule besucht, prak-

tisch die Landwirtschaft erlernt und ist z. Zt. stellunglos“. An dieser Stelle ist noch wenig von der späteren stilistischen Ausrichtung des Romans *Bauern, Bonzen und Bomben* zu bemerken, der sich vor allem durch eine Neutralisierung der urteilenden bzw. kommentierenden Autorstimme auszeichnet. Zu involviert, fasziniert und mitgerissen scheint Fallada während der ersten Prozesstage. Für ihn ist der gesamte Landvolkprozess ungeheuer interessant: Hier kann er menschliche Verhaltensweisen aus nächster Nähe studieren, hier taucht er ein in die Biografien von Personen verschiedenster Couleur und gesellschaftlicher Herkunft, hier kann er Anteil nehmen an den Schicksalen und Tragödien menschlichen Daseins – für einen Schriftsteller eine regelrechte Fundgrube an Typen und Persönlichkeiten. Am Folgetag (29. Oktober) gibt sich Fallada in aller Ausführlichkeit der Charakteristik verschiedenster Angeklagten hin. Schon der Artikelanfang liest sich wie ein potentieller Romanbeginn, der die biografisch-familiären Umstände seiner Hauptfigur einführt: „Der angeklagte Paul

Adam Roß ist Hofbesitzer in Flehderwuth [d. i. Flehderwuth], geboren 1892 daselbst, verheiratet, Vater zweier Kinder. Er hat den Krieg mitgemacht. Er war aufgefordert worden, zur Feststellung seiner Identität in der gleiche Kleidung zu erscheinen, wie er sie am 1. Aug. getragen hat. Mit Rücksicht auf die kühle Witterung ist er diesem Verlangen noch nicht nachgekommen, wird aber ev. zu einem späteren Zeitpunkt die gewünschte Kleidung anlegen“.⁷

Es ist aus den zeitgenössischen Briefen Falladas bekannt, dass Fallada es mit der Wahrheit nicht so genau nahm und in seinen Berichten und Rezensionen für den *General-Anzeiger* große Freude daran hatte, seiner Fantasie freien Lauf zu lassen. Seiner Schwester Elisabeth schrieb er damals stolz: „Du ahnst es nicht, Ibeth, was für einen Spaß mir dieser Rummel gemacht hat, wie ich mir meine Nachrichten in diesem Bierdorf, in dem ja beileibe nicht immer etwas passiert, was das liebe Vieh lesen möchte, zusammengestohlen habe, wie ich aus Mücken Elefanten gemacht habe, und frech gewesen bin“.⁸ Eine derartige Narrenfreiheit fällt



Auf der Anklagebank von links nach rechts, sitzend: Bestmann, Thieß, stehend: Roß, daneben Diplomlandwirt Muthmann, der die Bauernfahne bei der Demonstration in Neumünster trug, dahinter der Verteidiger Dr. Luetgebrune, und rechts der Gerichtshof.

Ausschnitt aus der Schleswig-Holsteinischen Volks-Zeitung, 2. Beilage, 31.10.1929
© Stadtarchiv Neumünster

Fallada bereits nach dem zweiten Tag seiner Berichterstattung auf die Füße. Reißerische Überschriften wie „Sensationelle Wendung. Bürgermeister Lindemann verweigert Aussage“ sorgten bei den Beteiligten für reichlich Unmut.⁹ Im Konkurrenzblatt der *Schleswig-Holsteinischen Volks-Zeitung* beschwert man sich beispielsweise noch am 31. Oktober über die sensationell aufgemachte Berichterstattung des *General-Anzeigers*: „Der ‚Generalanzeiger‘ regt sich heute in einer fetten Erklärung gegen den Nebenkläger [= Rechtsanwalt Springe] auf, der seine Berichterstattung im Gerichtssaal angegriffen hat. Der Redakteur versuchte heute morgen, die Unterschriften der übrigen Presse für eine Erklärung an das Gericht zu erhalten. Die anderen bürgerlichen Pressevertreter ließen ihn jedoch ablaufen. Tatsache bleibt, trotz aller Zurückweisungen, daß nicht nur sensationell, sondern auch unsachlich vom ‚Generalanzeiger‘ berichtet worden ist“.¹⁰

Fallada reagierte bereits einen Tag zuvor mit einer „In eigener Sache!“ überschriebenen, persönlichen Stellungnahme, in der er die Vorwürfe „mit aller Entschiedenheit“ zurückweist und als „unzweckmäßig“ bezeichnet.¹¹ Im Namen der Schriftleitung bekräftigt er, dass „nichts berichtet und geschrieben“ wurde, „was nicht fast wörtlich von andern Blättern berichtet und geschrieben worden“ sei. Er schließt selbstbewusst und weist kritische Worte über seine Berichterstattung als „unzweckmäßig“ zurück, „denn sie werden uns nicht einen Augenblick abhalten, so zu berichten, wie es im Interesse der Wahrheit und unserer Leserschaft geboten ist“.

Die Kritik an Falladas eigensinniger Berichterstattung offenbart

über Umwege die eigentlichen Stärken des Autors. Es wird ersichtlich, dass die Form der Prozessberichterstattung, welche auf journalistische Neutralität, Ausgewogenheit und Wahrheitsgehalt beruht – zumindest zu diesem frühen Prozesszeitpunkt – nicht wirklich seine Sache ist. Falladas Fantasie verselbstständigt sich zu sehr und zu stark ist der Drang, selbst gestalten zu wollen und die Gerichtsrealität zu literarisieren. Allein die ungeheure Menge an auftretenden Personen wie beispielsweise Kaufmann Hans Köhler, Polizeikommissar Storkebaum, Justizrat Luetgebrune, Polizeihauptwachtmeister Nickel, Oberleutnant Werner, der Vorschlosser Strohbach, Oberinspektor Bracker, die Arbeiter Stender und Schlemmer etc. liefern ihm reichlich Beobachtungsmaterial, das entsprechend bearbeitet bzw. abgewandelt dann später seinen Weg in die Literatur finden wird.¹² Allerdings wird Fallada im weiteren Prozessverlauf mit seiner Berichterstattung vorsichtiger, hält sich mit seiner Meinung zurück und versucht, fortan sich „mit aller Diplomatie durchzuwinden“.¹³ Als bezahlter Angestellter beim national-konservativen *General-Anzeiger für Neumünster* musste er loyal gegenüber der Bauernbewegung und gegen die Polizei sein – eine Einstellung, die wiederum seinen Vorgesetzten beim Neumünsteraner Verkehrsverein (Fallada war auch dort beschäftigt), Bürgermeister Hermann Lindemann (SPD) und zugleich Polizeichef von Neumünster, verprellte. „Wir waren bürgerlich-parteilos“, erinnert sich Fallada später, „was nichts anderes hieß, als dass wir uns durch ein Labyrinth vorsichtig hindurchschlängeln mussten, ohne je anzustoßen, dass wir nie zu einer

Frage klar Stellung nahmen“ – eine ‚Philosophie‘, die später dann *das* Gestaltungsprinzip von *Bauern, Bonzen und Bomben* werden sollte.¹⁴

Entsprechend nüchterner und zurückhaltender liest sich der Beginn des Artikels zum dritten und vierten Prozesstag (30./31. Oktober).¹⁵ Fallada referiert hier ganz sachlich die äußeren Vorgänge im Gerichtssaal: „Gemäß dem Antrag der Staatsanwaltschaft und des Nebenklägers beschließt das Gericht den Zeugen v. Salomon nicht zu vereidigen, weil er die Fahne angefaßt hat und im Verdacht der Mittäterschaft steht. Er wird noch heute nach Berlin abtransportiert. [...] Als nächster Zeuge wird der Sohn des Sanitätsrats Dr. Bartram vernommen, der vom Balkon der väterlichen Wohnung, Großflecken 2a, den Kampf um die Fahne aus nächster Nähe gesehen hat“. Fallada scheint seine Chronistenrolle während des Prozesses sehr ernst zu nehmen, indem er mit Akribie das Kommen und Gehen der Zeugen referiert und zum Teil unwesentliche Details – wie er selbst dann zugibt – protokolliert: „Es wird dann eine Reihe von Landleuten aus Hohn vernommen, die über die Vorgänge in der Viehhalle und auf dem Bahnhofsplatz aussagen. Neues bringen diese Vernehmungen nicht“. Manchmal ist aber auch eine bewertende Stimme erkennbar, so ordnet Fallada die Zusammenhänge dezent ein, bezieht sich auf vergangene Berichte und bringt Leerinnen und Leser auf den neuesten Stand der Beweisführung: „Es kommt dann die Rede auf die schon erwähnte Beamtenbesprechung, wobei nachgetragen werden muß, daß die im Bericht am Montag [also am ersten Verhandlungstag am 28. Oktober], erwähnte Eingabe der Kriminalbeamten auf einem Hörfehler be-

ruht“. Deutlich zurückhaltender ist Fallada nun, wenn es um die Bewertung seines Vorgesetzten im Verkehrsverein Bürgermeister Lindemann geht, dessen Aussagen in indirekter Rede wiedergegeben werden: „Der Regierungsvertreter war der Ansicht, daß die Landvolkbewegung stark ag[g]ressiv sei und gefährlicher als beispielsweise die KPD. Er selbst [= Lindemann] habe aus seiner Kenntnis der bäuerlichen Verhältnisse um Neumünster [...] die Ansicht vertreten, daß eine Kundgebung nicht gefährlich sein könne [...]. Es bestehen seiner Mitteilung nach noch heute Differenzen zwischen der Regierung und seiner Auffassung. Die Regierung meint, ihm Anweisung gegeben zu haben, Landvolkdemonstrationen nicht zu dulden. Er ist nicht der Meinung, eine derartige Anordnung empfangen zu haben“. Der Augenzeuge Fallada beobachtet die Geschehnisse im Gerichtssaal sehr genau und teilt Leserinnen und Lesern auch nonverbale Auffälligkeiten und Details mit, die Rückschlüsse auf die emotionale Verfasstheit der jeweiligen Person zulassen: „Bei diesem Punkt erregt der Nebenkläger Rechtsanwalt Springe durch einen Zuruf die Aufmerksamkeit des Vorsitzenden, setzt zum Sprechen an, bricht ab und meint vielsagend: ‚Ich will nicht weitersprechen, dann platzt es. Wir wollen erst die Zeugen abwarten.‘“ Wie man im obigen Zitat erkennt, wird versucht, über Passagen der wörtlichen Rede den Prozessbericht unmittelbarer und lebendiger zu gestalten; gegen Ende des Artikels wechselt Fallada dann vollständig in den dramatischen Modus samt in Klammern gesetzten Nebentextangaben, deren intendierte Dramatik optisch durch Fett- und Sperrdruck noch gesteigert wird: „Von größter

Wichtigkeit war heute vormittag die Vernehmung des Kommissars Storkebaum, der die Versammlung im Viehhof auflösen sollte. [...] Der Zeuge erklärt unter großer Bewegung der Zuhörer, daß er an der Fahne keinen Anstoß genommen habe. Er habe sich bei der Fahne nichts gedacht und nicht geglaubt, daß sie anstößig wirken könnte. – Justizrat Luetgebrune: ‚Hätten Sie die Fahne auch beschlagnahmt und herausbringen lassen?‘ Zeuge: ‚Nein!‘ (Unruhe i. Zuhörerraum).“

Bemerkenswert an dieser Stelle ist auch – und dies wird später so auch in *Bauern. Bonzen und Bomben* zu finden sein – dass Fallada schon hier großen Wert darauf legt, regionale Mundart und Dialekte präzise zu notieren und versprachlicht abzubilden, was als Literarisierung der Realität zu verstehen ist, wenn es heißt: „Der Landmann Ludwig Koch-Struvenhütten will gehört haben, wie gerufen wurde: ‚De Kommunisten wüllt uns de Fahn wegnehmen!‘“ Derartige Beobachtungen werden im zweiten Teil (*Salatgarten* 2025) weitergeführt.

1 Vgl. Rudolf Ditzen an Elisabeth Ditzen. Brief vom 20.11.1929. In: Hans Fallada. *Werk und Wirkung*, hg. von Rudolf Wolff, Bonn 1983, S. 86ff.

2 Am Mittwoch, 6. November, fand allerdings eine eintägige Prozesspause statt. Vgl. Nils Werner: *Die Prozesse gegen die Landvolkbewegung in Schleswig-Holstein 1929/32. Ein Beitrag zur Justizkritik in der späten Weimarer Republik*, Frankfurt a. M./Berlin/Bern/Wien 2011, S. 122.

3 Hannes Gürgen: *Verhältnis literarisches Werk – Rezensionpraxis – journalistische Tätigkeit*. In: *Hans-Fallada-Handbuch*, hg. von Gustav Frank und Stefan Scherer, Berlin/Boston 2019, S. 157-172, hier S. 165.

4 Vgl. Hans Fallada: *Bauernkrieg wider Neumünster*. In: *Das Tage-Buch* 10 (1929), H. 37, 14.9.1929, S. 1516-1519.

5 Vgl. Hans Fallada: *Landvolkprozess*. In: *Das Tage-Buch* 10 (1929), H. 47, 23.11.1929, S. 2007-2008. Sowie: Hans Fallada: *Landvolkprozess*. In: *Die Weltbühne. Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft* 25 (1929), Nr. 49, 3.12.1929, S. 832-835.

Hinweis der Redaktion:

Die Prozessberichte Falladas von 1929 für den *GENERAL-ANZEIGER FÜR NEUMÜNSTER* haben wir für Sie bis zum sechsten Verhandlungstag als Anhang am Ende des *Salatgartens* abgedruckt.

6 Die folgenden Textpassagen werden zitiert aus: Anonym: *Der Bauernprozeß beginnt! Schupo-Aufgebot vor dem Carl-Sager-Haus*. In: *General-Anzeiger für Neumünster. Nachrichten- und Tageblatt für Schleswig-Holstein* 39 (1929), Nr. 253, 28.10.1929, [o. S.].

7 [Anonym]: *Der große Bauernprozeß Neumünsters. Die Aussage der sechs Angeklagten – Florian Geyers schwarze Fahne im Gerichtssaal – Wie Oberinspektor Bracker und Bürgermeister Lindemann die Augustvorfälle darstellen*. In: *General-Anzeiger für Neumünster. Nachrichten- und Tageblatt für Schleswig-Holstein* 39 (1929), Nr. 254, 29.10.1929, [o. S.].

8 Rudolf Ditzen an Elisabeth Ditzen. Brief vom 17.7.1929. In: Hans Fallada. *Werk und Wirkung*, S. 77.

9 [Anonym]: *Sensationelle Wendung. Bürgermeister Lindemann verweigert seine Aussage*. In: *General-Anzeiger für Neumünster. Nachrichten- und Tageblatt für Schleswig-Holstein* 39 (1929), Nr. 254, 29.10.1929, [o. S.].

10 J. R.: *Bruno von Salomon als Zeuge. Der Landvolk-Prozeß in Neumünster – Nochmalige Vernehmung des Polizeiverwalters – Kleine Ursachen, große Wirkungen*. In: *Schleswig-Holsteinische Volks-Zeitung. Organ für das arbeitende Volk* 37 (1929), Nr. 255, 31.10.1929, 2. Beilage, [S. 1-2, hier S. 1].

11 Die folgenden Textpassagen werden zitiert aus: [Anonym]: 2. und 3. Tag des Bauernprozeß. Ein Altonaer Rechtsanwalt wird als Nebenkläger der Polizei In: *General-Anzeiger für Neumünster. Nachrichten- und Tageblatt für Schleswig-Holstein* 39 (1929), Nr. 255, 30.10.1929, [o. S.].

12 Vgl. [Anonym]: *Der Bauernprozeß 4. und 5. Tag. Die Reihe der Belastungszeugen. Einige von ihnen haben Revolver in den Händen der Landvolkleute gesehen*. In: *General-Anzeiger für Neumünster. Nachrichten- und Tageblatt für Schleswig-Holstein* 39 (1929), Nr. 257, 1.11.1929, [o. S.].

13 Rudolf Ditzen an seine Eltern, 6. März 1929. Zitiert nach Hannes Lamp: *Der Alp meines Lebens. Hans Fallada in Hamburg und Schleswig-Holstein*, Hamburg 2007, S. 129.

14 Zitiert nach Tom Crepon: *Leben und Tode des Hans Fallada*, Hamburg 1981, S. 150.

15 Die folgenden Textstellen werden zitiert aus: [Anonym]: *Der Bauernprozeß 3. und 4. Tag. Bürgermeister Lindemanns zweite Aussage. Die Schleswiger Regierung hielt das Landvolk für gefährlicher als die Kommunisten. Der Bürgermeister war gegenteiliger Auffassung*. In: *General-Anzeiger für Neumünster. Nachrichten- und Tageblatt für Schleswig-Holstein* 39 (1929), Nr. 256, 31.10.1929, [S. 3].

„Das Leben hat alles, was gebraucht wird“

Jörg Fausers Fallada-Porträt

SABINE KOBURGER

Am 20. Oktober 1980 schrieb Jörg Fauser (1944–1987) an seine Eltern:

„Liebe Mammi, lieber Pappi

Als Unterlage für diesen kurzen Brief dienen mir die ersten Seiten des Fallada-Artikels, 5 ½ Seiten in 2 Tagen, und das, weil ich über jedem Wort blute, denn der Artikel darf ein bestimmtes Maß von höchstens 15 Seiten nicht überschreiten. Es ist also so, daß ich ausgerechnet bei diesem Autor, der sicher nicht so sehr viel gestrichen hat, sondern ja eher im Rausch die Seiten, oft 20 bis 25 am Tag, gefüllt hat, daß ich da jedes Wort zehnmals umdrehen muß. Aber es soll nicht mehr werden – sonst besteht die Gefahr, daß das an Transatlantik geht, und da sei Fallada davor. Zu denen gehört er nun wirklich nicht.“¹

Sieben Jahre später, am 17. Juli 1987, verunglückte Jörg Fauser tödlich, in der Nacht nach seinem 43. Geburtstag. In seiner Selbstauskunft von 1986 beschreibt er sich so: „Jahrgang 1944. Nach dem Abitur Auslandsaufenthalte, Ersatzdienst, Tätigkeiten als Angestellter, Arbeiter und daneben literarische Arbeiten, Buchveröffentlichungen in Kleinverlagen, Mitherausgeber literarischer Undergroundzeitungen. Seit 1974 auch hauptberuflich freier Schriftsteller, seit 1976 im Journalismus (als Autor und Redakteur). Keine Stipendien, keine Preise, keine Gelder der öffentlichen Hand, keine Jurys, keine Gremien, kein Mitglied eines Berufsverbands, keine Akademie, keine Clique, verheiratet, aber sonst unabhängig.“²

Gedanken zur Entstehungszeit des Essays

Fausers Essay entstand zu einer Zeit, als Hans Fallada im Literaturbetrieb der ‚alten‘ Bundesrepublik noch weithin unterschätzt war und im Rufe eines populären Unterhaltungsschriftstellers stand, ein poeta minor der Buchausgaben, der mit den prominenten Verfilmungen seiner Werke kaum je in Verbindung gebracht wurde. Sein Bestseller *Kleiner Mann – was nun?* stand zwar in zigtausenden Haushalten, hatte aber kaum Forschung ausgelöst, sieht man von den wenigen biografischen Versuchen über ihn und den psychoanalytischen Annäherungen an Leben und Werk einmal ab. Im Westen war Rowohlt, Falladas historischer Hausverlag der ersten Stunde, Platzhirsch für die Verbreitung seiner populärsten Romane. Mit Falladas Weltbestseller *Kleiner Mann – was nun?* eröffnete der Rowohlt Verlag nach Ende des Zweiten Weltkrieges die prominente Reihe seiner Rotationsromane als Taschenbuch mit Leinenrücken und Klebebindung. Fallada wurde geschätzt und gelesen, und gleichzeitig unterschätzt – vielleicht gerade, weil er diesen enormen Verbreitungsgrad gefunden hatte und sehr gut lesbar war – und vielleicht auch, weil man im „Niveaumilieu“ auf Bestseller nicht viel gab.

Während in der Bundesrepublik zu Fausers Lebzeiten das Fallada-Bild vom Volks- und Erfolgsschriftsteller dominierte, wurde Fallada in der ehemaligen DDR, nicht ganz unproblematisch, als „bürgerlich-humanistischer Autor“ in



Jörg Fauser © Fauser-Archiv

eine Reihe mit Schriftstellern wie Gerhart Hauptmann, Lion Feuchtwanger, Thomas und Heinrich Mann gestellt und gehörte sogar in den Schulkanon. Der Ostberliner Aufbau Verlag, dessen Autor Fallada nach 1945 geworden war, legte nicht nur die zehnbändige Werkausgabe vor, betreut vom Lektor Günter Caspar, sondern ediert bis heute ergänzende und flankierende Bände. Caspars Nachworte boten dabei mehr als nur die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte und gelten noch heute als Fundgrube für jeden Fallada-Forscher. Allerdings wurden einige Werke, die nicht so recht zur Kulturpolitik der SED passen wollten, unterdrückt (darunter *Wir hatten mal ein Kind* und *Der Jungherr von Strammin*), oder sie wurden, wie *Der Trinker*, als nicht gelungen abgewertet, zumal sie den vom Sozialistischen Realismus geforderten positiven Helden vermissen ließen.

Doch erst lange nach Fausers Tod begann in den 1990er Jahren und dann verstärkt mit der Biografie der irischen Literaturwissenschaftlerin Jenny Williams 2002 auch eine wissenschaftliche Rezeption des Œuvre an Boden, die 2009 nach der Renaissance und

dem Welterfolg von *Jeder stirbt für sich allein* bedeutend Fahrt aufnahm. Insofern ist es bemerkenswert, dass Fauser eine Hommage an Fallada in seinen Essayband aufnahm, in dem er u. a. berühmte Autoren wie Ernest Hemingway, Joseph Roth und Graham Greene porträtiert. In seinem Roman *Rohstoff* (1984) würdigt er Fallada als eines seiner schriftstellerischen Vorbilder.

Fauser scherte sich nicht um die Literaturwissenschaft, zumal sie ihm wie der Literaturbetrieb suspekt war: „die weißen Haare verschimmelter Professoren“ ebenso wie das „Kulturkritiker-Niveau“ eines Karl-Heinz Bohrer (u. a. Kulturkorrespondent für die Frankfurter Allgemeine in London) Er bildete sich, in der polemischen Attitüde des Rebellen, sein eigenes Urteil. Seine Vorbilder waren Schriftsteller, mit denen er sich identifizieren konnte, und dazu gehörte eben auch Fallada. In seinem Roman *Rohstoff* stellt der Protagonist Harry Gelb fest: „Ich mochte Fallada. *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt, Wolf unter Wölfen*. Er hatte ein Gespür für die Nacht gehabt.“³ Und als ihm in seiner frühen Phase ein Verleger die Cut-up-Technik der Beat Generation schmackhaft machen möchte, setzt er zweifelnd in Gedanken dagegen: „Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Algren oder Fallada so geschrieben hätten. Sie waren Geschichtenerzähler.“⁴ Das ist es, was er auch letztlich wollte: Geschichten schreiben, den erzählerisch großen Bogen finden, sich nicht im Klein-Klein poetischer Schnipsel verlieren. Ehrlich und authentisch schreiben aber könne man nur über das, was man aus erster Hand erfahren oder erlebt habe, so Fausers Alter Ego Harry Gelb. Als er im türkischen Gefängnis sitzt, tröstet

er sich: „Es waren Orte wie dieser, wo Schriftsteller hingehörten: [...] Ich dachte an Gorki, an Algren, an Fallada.“ (31)

Tatsächlich zählen mehr Gemeinsamkeiten von Fallada und Fauser, als man auf den ersten Blick vermuten würde. Beide waren Autodidakten, ungemein belesen, haben viel gearbeitet, waren besessene Schreiber, haben exzessiv gelebt und, das Wichtigste, sie hatten Talent und Begabung. Sie teilten den Glauben, zum Schriftsteller und sonst nichts berufen zu sein, gegen alle Niederlagen und Hindernisse. Beide suchten in ihrer frühen, nicht erfolgreichen Phase mühselig ihren Stil, Fallada mit seinen spät-expressionistischen und experimentellen Romanen *Der junge Goedeschal*, *Im Blinzeln der großen Katze*, *Anton und Gerda*, Fauser mit der Cut-up-Technik und experimentellem Schreiben und mittels Gedichten. Und beide haben journalistische Texte geschätzt und bedient, Fallada als Lokalreporter und Film- und Theaterkritiker in Neumünster, dann noch einmal als Literaturkritiker zwischen 1931 und 1933, Fauser als Beiträger und Redakteur von Underground-Zeitschriften, als Kolumnist und Essayist renommierter Blätter zwischen Hamburg und Zürich. Beide versuchten sich in unterschiedlichsten Genres. Und beide waren sich in ihrer frühen Phase, als sie noch nicht von Literatur leben konnten, für einfachste Arbeiten nicht zu schade, um finanziell über die Runden zu kommen. Gleichwohl suchte Fauser – anders als Fallada – bewusst das Abenteuer, die Abgründe des Lebens, er sah ein exzessives Leben als Voraussetzung für literarische Wirklichkeiten und unterstellte fälschlicherweise bei Fallada eine ähnliche Motivationslage. Zum Abenteuer

gehörten für den jungen Fauser auch Drogen – die Gedichte Rimbauds und der Lebenslauf Falladas mögen ihn neugierig auf diese Art der Bewusstseinerweiterung und der Zersprengung herkömmlicher Denkschemata gemacht haben. Er sammelte Erfahrungen jeglicher Art, ohne jedoch aus den Augen zu verlieren, was er unbedingt tun wollte – schreiben. Wie Fallada, der 1946 feststellte: „Alles in meinem Leben endet in einem Buche“, hat auch Fauser Einschneidendes erlebt, in Abgründe geschaut, aus dem Erlebten geschöpft und das Erlittene in Literatur verwandelt.⁵

Bei allen Gemeinsamkeiten dürfen die beträchtlichen Unterschiede nicht aus dem Blick verloren werden. Bei Jörg Fauser trifft die „Lebensideologie“ (Martin Lindner) der Frühen Moderne auf den „Erfahrungshunger“ (Michael Rutschky) der siebziger Jahre. Beide Wirklichkeitskonzepte erfassen unterschiedliche Phasen im Zerfall der bürgerlichen Gesellschaft –, und die Bilder differieren deutlich.

Das Leben hat alles, was gebraucht wird

Fauser hat Fallada mehrfach mit dem Satz „Das Leben hat alles, was gebraucht wird“ zitiert. Er hat das Zitat sogar prominent als Motto seinem Erzählband *Mann und Maus* (1982), einer Sammlung von Erzählungen aus sieben Jahren, vorangestellt und damit seiner Wertschätzung für Fallada Ausdruck verliehen. Es stammt aus dem Roman *Wolf unter Wölfen*, zweites Kapitel, siebenter Abschnitt, der im Juli 1923, in der schlimmen Zeit der Hyperinflation, spielt, als die Gesellschaft aus den Fugen geraten ist. Gleichwohl hat Fauser nur den letzten Teilsatz verwendet, der vollständige Satz lautet:

„Das Leben hat sie emporgespült, da sie gebraucht wurden; es trägt sie mit sich fort, unfäßlich, wohin, wenn ihre Zeit vorüber ist, aber das Leben hat sie wieder, das Leben hat alles, was gebraucht wird.“⁶

Sie, das sind die Angestellten des Casinos, die der Protagonist Wolfgang Pagel, der als ein Spieler sein Glück versuchen will, abschätzig taxiert. Der Erzähler charakterisiert sie als „Raubritter“ und „Beutelschneider“, als böse, gierig und kalt. „Vor drei Jahren“, so heißt es im Roman, „gab es sie noch nicht, und in einem Jahr wird es sie nicht mehr geben.“

Bemerkenswert ist, dass Fauser die Welt des Casinos und des Glücksspiels ebenfalls beschrieben hat, zuletzt in seinem Fragment gebliebenen Roman *Die Tournee* (1986 begonnen). Auch der Sammelband *Mann und Maus* enthält eine Erzählung mit dem Titel *Das Glück des Profis*, in deren Mittelpunkt das Glücksspiel steht. Sowohl Falladas als auch Fausers Protagonisten sind haltlose, labile Menschen, bei Fauser der Gelegenheitszocker Max, bei Fallada der verirrte Bürgersohn Wolfgang Pagel. Beide scheitern im Bemühen, diesmal den großen Gewinn an Land zu ziehen. Wolfgang Pagel im Roulette-Spiel eines Spielcasinos, Max zunächst mit Hilfe des Pokerspiels mit Kumpanen um ständig steigende Einsätze, dann im Casino und schließlich an der Trabrennbahn. Beim Roulette versuchen beide, durch sorgfältige Beobachtung hinter die Geheimnisse des Systems zu kommen, setzen unbeirrt oder manisch auf dieselbe Farbe bzw. Serie, handeln zum Schluss ohne Überlegung, wie im Irrsinn und verlieren, wie nicht anders zu erwarten. „Einmal wird der Tag kommen.“, hofft

Pagel, nun ganz mittellos, und hat lediglich Gewissensbisse wegen seiner Geliebten Petra, die weiter zu Hause in bitterer Armut ausharren muss, während Fausers Max, nachdem er alles Geld, was ihm geblieben ist, auf der Trabrennbahn auf Außenseiter setzt und verliert, kaltschnäuzig philosophiert: „[...] Geld ist nicht die Göttin, die diese Laterne beseelt, nein, Geld ist diese Seele nicht.“ Indem er sich in einer Striptease-Bar mit zwei Huren im *Séparée* vergnügt und das „Glück des Profis“ apostrophiert, hat auch das Leben für ihn alles, was gebraucht wird.⁷

Kehren wir zurück zu dem Teil des Fallada-Satzes, den Fauser ausgespart hat. „Das Leben hat sie emporgespült, da sie gebraucht wurden; es trägt sie wieder mit sich fort, unfäßlich, wohin, wenn ihre Zeit vorüber ist.“ Es kann auch wieder anders werden, in besseren Zeiten werden diese Typen keinen Nährboden mehr finden. In *Wolf unter Wölfen* gehen die „Anständigen“, Wolfgang Pagel und seine Geliebte Petra aus dem Sumpf der Zeit gereift hervor und beginnen, sich in der Normalität einzurichten. Diese versöhnliche Wendung Falladas zum „einfachen Leben“ (Ernst Wiechert) und der Kraft der Liebe mag Illusion sein und bleiben – Hermann Broch, zu jener Zeit ein Bewunderer Falladas, hat diese Haltung vehement kritisiert.⁸ Fallada räumt in seinem Antwortschreiben ein, dass es richtiger gewesen wäre, wenn sein Pagel versackt wäre: „Ich selbst habe mich auf die Linie einer tüchtigen Schlichtheit zurückgezogen, wie Sie ganz richtig sagen, aber das ist natürlich nur ein fauler Kompromiss, damit ist es nicht getan. Aber wie anders?“⁹ War seine Ratlosigkeit Ausdruck der ‚kompromisslerischen‘ Haltung der inneren Emigration?

Zu solchen Zugeständnissen an den Zeitgeist war Fauser weder aus politischen noch aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen, wuchs er doch in einem liberalen Fürsorgestaat auf. Umso erstaunlicher ist es, dass er, aus einem antifaschistischen Elternhaus stammend und aus tiefstem Herzen Freigeist, für Falladas Lavieren im NS-Staat Verständnis aufbrachte: Vorwürfen des Literaturestablishments, Fallada habe sich im Nationalsozialismus zu sehr den Machthabern angedient, begegnete er mit dem berühmt gewordenen Satz über den Roman *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt*: „Sehr viel wahrer ist in Deutschland seither nicht geschrieben worden.“ (37f.) Und weiter empörte er sich: „Jedenfalls von Fallada gibt es kein Hirsegedicht (i. e. wie das Stalin feiernde Gedicht *Die Erziehung der Hirse* von Bertolt Brecht) und keine ästhetische Erregung vor dem Staat, weder Nazi noch sonst, merk dir das!“ Fallada sei „immer noch ehrlicher als so viele, die heute an der Chronik ihrer Leiden schmieren und darüber ganz außer acht lassen, von wem sie ausgehalten werden in Frieden, Freiheit und mit Sozialberechtigung.“ (38) Einen Seitenhieb auf Schriftsteller-Kollegen, die sich der Macht andienen, kann sich der Rebell Fauser in diesem Zusammenhang nicht verkneifen. Dies zeigt einmal mehr seine Unabhängigkeit im Denken und sein ästhetisches Urteilsvermögen. Deziert „linke‘ Haltungen waren Fauser suspekt, wie sein Briefwechsel mit den Eltern des Öfteren demonstriert. In seinen Werken wendet er sich ähnlich Fallada den Verlierern der Wohlstandsgesellschaft zu. Fausers Credo: „Wenn Literatur nicht bei denen bleibt, die unten sind, kann sie gleich als Party-Service anheuern.“ (38) Seine Helden

sind jedoch anders als bei Fallada Rebellen und Verlierer zugleich.

Fausers Fallada-Essay: als Hommage an Fallada gedacht

Jörg Fauser hat nur wenige Texte über deutschsprachige Schriftsteller geschrieben. Seine literarischen Reportagen waren Auftragsarbeiten, aber er wählte Autoren aus, die er schätzte und mit denen er sich identifizieren konnte: Joseph Roth, Hans Fallada (gleich zweifach bedacht), Erich Loest und Karl Günther Hufnagel.

In seinem ersten Fallada-Essay begibt sich Fauser auf eine fiktive Reise nach Neumünster, vielleicht, um die ‚Wirklichkeit‘ hinter der ‚Literatur‘ zu ergründen, denn, so Fauser, außerhalb der eigenen Biografie gebe es kein eigentliches Schreiben. Ob er die Stadt eventuell sogar wirklich besucht hat, wissen wir nicht. Andere Dichterporträts setzen auf persönliche Begegnung, die Aura, die nur durch Erfahrung zu gewinnen ist. Das spricht für einen Besuch Fausers in Neumünster, ein Beweis ist es letztlich nicht.

Warum Neumünster? Fallada verbrachte dort nur etwas über ein Jahr, von Ende Dezember 1929 bis Mitte Januar 1930. Die großen Gesellschaftsromane, angefangen mit *Bauern, Bonzen und Bomben*, hat er nicht in Neumünster, sondern in Berlin, Carwitz und nach 1945 in Ost-Berlin geschrieben. Gleichwohl war Neumünster die einzige Lebensstation von Rang, die ein westdeutscher Schriftsteller Anfang der 80er Jahre besuchen konnte. Es wäre zwar möglich gewesen, ein Visum für die DDR zu beantragen und an den Ort zu reisen, an dem Fallada am längsten sesshaft und am produktivsten war, nach Carwitz. Aber niemand reiste angesichts der Verschlech-

terung des innerdeutschen Klimas gern ‚nach drüben‘. Und was hätte er dort vorgefunden? Nicht Falladas Refugium zur NS-Zeit, sondern eine Dependence des Ost-Berliner Kinderbuchverlags, der sich dort häuslich eingerichtet hatte; von Fallada keine Spur. Seine Witwe, Anna Ditzen, hatte Wohnhaus und Seegrundstück aus Altersgründen an den Verlag verkauft, der es als Feriendomizil für seine Mitarbeiter nutzte.

Neumünster also als Ort des geringsten Widerstandes? Doch wohl nicht nur. Neumünster mit dem Gefängnis ist zweifellos bestens geeignet, Fallada den Lesern nahezubringen. 1926 bis 1928 hat er dort seine Strafe abgesessen. Zudem ist der Ort auch Schauplatz seiner Auferstehung, seiner ‚Wiedergeburt zu neuem Leben‘ (Marianne Wunsch), denn Fallada hat den festen Willen, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen, in den er geschlittert war, er möchte wieder dazugehören und ein bürgerliches Leben führen. Chefredakteur Berthold vom *General-Anzeiger* setzt seinen Annoncenwerber, der sich als talentierter Schreiber entpuppt, schon bald als Hilfs-Redakteur ein und ab März 1929 erhält Fallada eine Festanstellung als Mitglied der Redaktion. 14 Monate hält er in Neumünster aus. Es sind Monate, in denen er frisch verliebt ist, in Anna Issel, genannt Suse, die ihm über Jahrzehnte Halt geben wird. Sie heiraten am 5. April 1929. In seinem autobiografischen Buch *Heute bei uns zu Haus* würdigt er seine Frau: „Sie erst hat mich zu dem gemacht, was ich geworden bin.“¹⁰ Fallada hat im Gegensatz zu Fauser immer starke Frauenfiguren geschaffen, während seine Männer oft labil und schwach sind. Fauser übersieht dieses kleine Märchen, das das wirkliche Leben für

Fallada inszeniert. Er recherchiert in Neumünster wohl hauptsächlich als Ort, an dem man sich Fallada am besten nähern und die Wirklichkeit hinter der Literatur aufspüren kann.

Mit einem abrupten Einstieg „Spital, Penne, Gefängnis – in Neumünster liegt alles beisammen“¹¹ beginnt er seine literarische Spurensuche und setzt damit den Rahmen für seinen Essay, dessen Lebendigkeit erreicht wird durch den Wechsel von Darstellungen aus Falladas Leben und Werk und Besuch von Schauplätzen, an denen er dem Dichter begegnen könnte: Gefängnis, Broadway, Kuhberg, Imbisshalle an der Bushaltestelle, Stadtpark, Schwale, die ehemalige Redaktionsstube, ironischerweise jetzt Apotheke: „Ich blickte auf eine Apotheke und musste lächeln. Das hätte dem alten Süchtel, der auch Sinn für Humor gehabt haben muss, gefallen, dass in einer ‚Scheißhausklappe‘ (wie Tredup das Blättchen nennt) jetzt Rezepte gestempelt werden!“ (34) Er steht vor der Mauer der Justizvollzugsanstalt und sinniert über die Lesevorlieben des jungen Rudolf Ditzen: Karl May, Flaubert, Jean Paul, Maupassant und die Russen, über den „Knast-Roman“ (i. e. Wer einmal aus dem Blechnapf frißt) „Das Gefängnis ist kein Konzerthaus und kein Tanzsalon, sondern eine sehr, sehr ernste Stätte, in welcher der Mensch zur Erkenntnis seiner selbst zu kommen hat“, zitiert er Karl May und verspottet den „modernen Strafvollzug“ mit Annehmlichkeiten wie „Wannenbad und WC“, die nicht im Sinne der Erfinder gewesen seien, „denen solcher Schmus“ noch fern war. „Knast war Bestrafung, war Zucht, war Erweckungsasyl.“ (22) Gleichwohl setzt sich Fauser damit auch der Kritik aus. Wie weiland schon Fal-

lada, der im Vorwort seines Romans *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* auf das „Geschwätz“ vom „sogenannten humanen Strafvollzug“ zu sprechen kam. Das war, im nationalsozialistischen Deutschland zumal, ein „höchst zwiespältiges“ Wort, das durchaus als Anbiederung an den braunen Zeitgeist gelesen werden konnte. War es Fauser bewusst, dass er hier auf sehr dünnem Eis wandelte, wenn er – zugunsten eines wohlfeilen Jokes – den historischen Ernst der Lage aus den Augen verlor?

Von der Justizvollzugsanstalt begeben er sich zum ‚Broadway‘ Neumünsters, den Fallada einst seinem Freund Kagelmacher beschrieben hatte, und besucht eine Kneipe, in der Türken und Deutsche sitzen, dabei über Falladas Pseudonym, seine Süchte und den „Rausch des Schreibens“ philosophierend: „Fallada lesen macht auch süchtig. Mich hatte es so süchtig gemacht, dass ich in dieser Imbisshalle in Neumünster saß und darauf wartete, dass Ditzen selbst hereinkam oder doch der Annoncenwerber Tredup in seinem dünnen Sommerpaletot.“ (25) Fauser holt Fallada und seine Figuren in die Gegenwart, reflektiert über den Schriftsteller, das Schreiben, fügt Episoden aus Falladas Leben ein. Der als Duell getarnte Versuch eines Doppelselbstmords von 1911, dem sich der Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik anschließt, leitet eine gekonnte Beschreibung der Lebensstationen Falladas ein. Allerdings zitiert Fauser an einer Stelle ungenau: nach dem Doppelselbstmordversuch schickt Mutter Ditzen ein Stoßgebet zum Himmel: „Gott sei Dank, wenigstens nichts Sexuelles.“ Bei Fauser wird daraus: „Gott sei Dank nichts Sexuelles.“ (28)

Gleichwohl gelingt ihm insgesamt eine lesenswerte, in frischem,

humorvollem Ton geschriebene Mischung aus Information und Nachdenklichkeit. Sein Fallada-Bild ist auch aus heutiger Sicht verblüffend gut getroffen. Dabei legt er den Fokus auf Falladas Arbeit in Neumünster, zitiert aus dessen Porträt *An der Schwale liegt ein Märchen*, stellt die historischen Ereignisse um die Rebellion der Bauern und den Gerichtsprozess dar, die Fallada im Roman *Bauern, Bonzen und Bomben* in Literatur verwandelt hat und resümiert: „Er beschreibt schon, was keiner wahrhaben will – das Ende der Republik.“ (34).

Sein Führer durch die Stadt, ein Dante’scher Vergil und fiktiver Angestellter des Kulturamtes sowie Fallada-Spezialist, wird zum sachkundigen Gesprächspartner. Er hatte eine Ausstellung zu *Bauern, Bonzen und Bomben* erarbeitet „und dabei festgestellt, dass sich Fallada bis in die kleinsten Details an die Vorlagen aus der Wirklichkeit gehalten hat.“ (35) Das Erlebte in Literatur verwandeln, das ist auch Fausers Konzept. Dabei entgeht er nicht immer der Gefahr, Fallada mit seinen Figuren gleichzusetzen, was dieser stets abgelehnt hat. So ist die folgende Formulierung fahrlässig bis fragwürdig: „Ein Foto von 1929 zeigt den Schmierer von der Scheiðhausklappe, das Mädchen für alles, einen Mann für jede Gelegenheit, Ditzen alias Tredup alias Kufalt; in dem Lächeln, dessen Arroganz doch nicht die Gereiztheit des Gewerbes überdecken kann, liegen Falte an Falte der Stolz des Schaffenden und die Demut des Geduckten.“ (39)

Dieser Passus erscheint aus vielen Gründen problematisch. Zum einen insinuiert er, wie bereits erwähnt, die Identität Falladas mit seinen Figuren und Protago-

nisten. Zum anderen stiftet er mit den Wörtern „Schmierer“, „Scheiðhausklappe“, „Mädchen für alles“, „Mann für jede Gelegenheit“, „Gewerbes“, „Falte an Falte“ und „Geduckten“ eine gefährliche Isotopie. Denn eine Scheiðhausklappe ist ein Männerstrich. Für diese tendenziöse, ja denunziatorische Lesart von Falladas Lebenswandel und dem seiner Figuren gibt es keinen Anhaltspunkt. Gewiss: Nichts Menschliches war ihm fremd, und Fallada hat auch sein Personal durch alle Höhen und Tiefen des Menschlichen geschickt, Abwege und Abgründe nicht ausgeschlossen. Die Redaktion des Anzeigenblatts wird außerdem von Tredup selbst als „Scheiðhausklappe“ bezeichnet – Zeitungsschmiererei, so Falladas Vergleich, ist folglich eine Art männlicher Prostitution. Hat uns Fauser mit dieser doppeldeutigen Textstelle vielleicht ungewollt eine Fährte zu sich selbst ausgelegt, die wir noch nicht richtig gelesen haben? Er führte ein „provokiertes Leben“ (Benn), dessen Rätsel auch die opulente Biografie von Matthias Penzel und Ambros Waibel nicht ganz zu lösen vermochte.

Fausers Cicerone jedenfalls ist am Ende der Führung so alkoholisiert, dass er eine anrühige und abgründige Vergnügungsstätte vorschlägt, die beide aufsuchen: „Die Hölle, das sind immer die anderen.“ Was sonst hätten wir erwartet beim Thema Fallada und Fauser? Da glaubt man beinahe, eine Erzählung aus Fausers *Mann und Maus* zu lesen.

Mit dem Versacken im Sumpf der Kleinstadt lässt Fauser seinen Führer zugleich geschickt aus dem Geschehen verschwinden und wendet sich nun der Interpretation von drei prägnanten Fotos aus Tom Crepons Buch *Leben und Tode*

des Hans Fallada (1978) zu. Das Buch war damals ein viel beachtetes biografisches Standardwerk aus der DDR. Er konnte nicht wissen, dass Crepon als Inoffizieller Mitarbeiter für die Staatssicherheit gearbeitet und seinen Konkurrenten Werner Liersch in deren Auftrag massiv bei seinen Forschungen über Fallada behindert hatte. „Das Leben hat alles, was gebraucht wird“, würde er jetzt vielleicht zynisch sagen.

Es folgt ein abrupter Cut. Ohne Überleitung geht Fauser zur Schweineauktion in der *Holstenhalle* über, eine Episode, die gar nichts mehr mit Fallada zu tun hat, allerdings schon zu Beginn des Essays kurz erwähnt wurde, und in der sich der Besucher Fauser abschließend selbstironisch in noch einmal Szene setzt. Damit leitet er geschickt das Ende des Essays ein. Fauser beschließt seinen Rundgang mit philosophischen Betrachtungen über Zukunft und Heimat. „Vielleicht ist die einzige

Heimat, die einzige Zukunft des Schriftstellers seine Sprache“ sinniert er und endet da, wo er begonnen hat, mit dem Bezug zum Märchen *Die Gänsemagd*.

Der Schluss betont Falladas Bedeutung für die Gegenwart, denn „immer noch hängt er am Tor, durch das wir unsere Gänse treiben, und immer noch spricht er zu uns: O Deutschland, da du gangest ...“ (42) Fauser verknüpft Fallada mit einem Deutschlandbild, das fast einem Abgesang auf ein krisengeschütteltes Land gleichkommt. Fallada steht für die „Botschaft des Pferdekopfs“, für die Fieberkurve des 20. Jahrhunderts, für den jähen Lebenswechsel, dem die Menschen unterworfen werden, die weltumspannenden Katastrophen, die sie ausgelöst haben und denen sie ausgeliefert sind.

Ein fulminanter Abschluss eines gelungenen Porträts, mit dem Fauser dem damals unterschätzten Schriftsteller huldigt.

- 1 Fauser, Jörg: *Ich habe eine Mordswut. Briefe an die Eltern 1956-1987*. Ausgewählt und hrsg. von Wolfgang Rüger & Maria Fauser. Frankfurt am Main: Paria Verlag 1993, S. 130.
- 2 Vgl. Jörg Fauser. *Lese-Stoff*. Von Joseph Roth bis Eric Ambler. Mit einem Vorwort von Friedrich Ani. Frankfurt am Main: Verlag Neue Kritik 2003, Schutzumschlag. – Im Folgenden erscheinen die Seitenangaben dieser Ausgabe in Klammern hinter dem Zitat.
- 3 Fauser, Jörg: *Rohstoff*. Mit Nachworten von Michael Köhlmeier und Matthias Penzel. Zürich: 2019, S. 80.
- 4 Ebd., S. 97.
- 5 Fallada, Hans: *Wie ich Schriftsteller wurde*. Manuskript zu einem Rundfunkvortrag, S. 278-319; hier S. 300.
- 6 Ders.: *Wolf unter Wölfen*. Mit einem Nachwort von Michael Töteberg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag 2018, S. 54.
- 7 Fauser, Jörg: *Mann und Maus*. Erzählungen. München: Rogner & Bernhard GmbH, S. 192.
- 8 Vgl. Hermann Broch an Hans Fallada, 22.11.1937. HEA N 254.
- 9 Fallada an Broch, 1.12.1937. Ebd.
- 10 Fallada, Hans: *Heute bei uns zu Haus*. Ein anderes Buch. *Erfahrenes und Erfundenes*. Berlin: Aufbau Taschenbuch 2002, S. 9.
- 11 Jörg Fauser. *Lese-Stoff*, S 22-34, hier S. 22.

Was von alter Herrlichkeit übrigblieb

Narrative des Niedergangs bei Hans Fallada und Walter Kempowski

STEPHAN LESKER

Die Weltgeschichte ist kein Prozess der linearen Weiter- und Höherentwicklung. Sie ist stattdessen geprägt von einem dauernden Wechsel von „Werden und Vergehen“¹ – jedenfalls, wenn man Oswald Spengler glauben möchte. Jede Kultur endet schließlich in der Schwundstufe, die Spengler Zivilisation nennt.² Deren reinsten Ausprägung wiederum ist der Imperialismus, der das Schicksal des Abendlandes sei. „Der kultivierte Mensch“, so resümiert Spengler, „hat seine Energie nach

innen, der zivilisierte nach außen.“³ Spenglers wirkmächtige Studie hat die Intellektuellen seiner Zeit und nach ihm nachhaltig beeinflusst. Für die beiden hier in Rede stehenden Romane von Hans Fallada und Walter Kempowski kann dies wohl nicht in dieser Konsequenz behauptet werden, wenngleich auch in *Der eiserne Gustav* und in *Aus großer Zeit* das Abgleiten einer Kultur in den Imperialismus am Beispiel mehrerer Familien geschildert wird.

Fallada wie Kempowski erzählen vom Abstieg ihrer Protagonisten von relativem bis opulentem

Wohlstand in Kaiserreich, Erstem Weltkrieg und Weimarer Republik. Ein Blick auf Hans Falladas und Walter Kempowskis Verfallsgeschichten scheint also lohnenswert, da beide das erzählerische Grundmuster „Verfall einer Familie“ vor historischem Hintergrund variieren. Vergleiche jedoch verbieten sich – jedenfalls für Kempowski: „Es ist immer fatal, als Autor mit einem andern verglichen zu werden. [...] Unverständlich ist es, daß sie mich mit Jean Paul vergleichen. Oder mit Fallada! Das krieg ich immer wieder zu hören.“⁴



Cover der Einbände der Erstausgaben, links: Hans Fallada, 1938 Rowohlt Verlag; rechts: Walter Kempowski, 1978 Knaus Verlag © KnausVerlag

Mein Beitrag möchte weniger ein Vergleich sein,⁵ sondern eher ein paar Schlaglichter auf Variationen in der Darstellung des Verfalls werfen.

Bei Fallada fügen sich die Charaktere in ein als unausweichlich empfundenes Schicksal: Eva kann ihrem schier unbesiegt scheinenden Dämon Eugen Bast nicht enttrinnen. Gustavs ältester Sohn Otto stirbt in den Gräben des Ersten Weltkriegs, den bezeichnenden Satz „Es hilft nichts, wir müssen voran“ auf den Lippen.⁶ Erich macht in dubiosen Geschäften und Gustav selbst ergibt sich „eisern“ dem Abstieg vom wohlhabenden Fuhrunternehmer bis hin zum kleinen Kurierfahrer. Einzig die Fahrt nach Paris, die er aber nur noch als Relikt und Kuriosität unternimmt, fungiert als kleiner Hoffnungsschimmer.

Kempowski erzählt den Abstieg seiner Protagonisten über sieben Romane seiner *Deutschen Chronik* und über Kaiserzeit, zwei Weltkriege und die Wirren des

Nachkriegs hinweg. Am Ende ist die wohlhabende Reeder-Familie Kempowski zerstört. Am Beispiel des jüngsten Sohnes Walter wird jedoch ein möglicher Neuanfang in den 1960er Jahren skizziert. Der letzte Roman *Herzlich willkommen* erzählt vom Pädagogikstudium Walters und der Aussicht, als Landschullehrer ein Auskommen zu finden.

Trügerische Idyllen – Walter Kempowski: *Aus großer Zeit*

Der handlungschronologisch erste Roman der *Chronik* trägt den Titel *Aus großer Zeit* und beginnt mit einem Prolog, der bereits vom Verfall erzählt und ihn gleichsam für die beiden dargestellten Familien vorausdeutet.⁷ Der Erzähler beschreibt drei Stadtansichten, die über seinem Schreibtisch hängen: Eine Radierung, die Rostock im Jahr 1620 zeigt, ein Öldruck, der die Stadt 1820 abbildet, und schließlich eine Fotografie von 1885. Schon die Beschreibung des ersten Bildes wird mit einem Hinweis versehen:

Die astromische Uhr der Rostocker Marienkirche wird beschrieben, auf der ein „hölzerner Mann (es ist Julius Cäsar)“ das Datum anzeigt: „Seit 1472 tut er es, und bis zum Jahre 2047 wird er es noch tun: wenn nichts dazwischenkommt.“⁸ Die anderen Bilder zeugen unter anderem von dem, was alles „dazwischengekommen“ ist. Die Fotografie von 1885 zeigt, dass die alten Stadttore abgebrochen wurden, der Zwinger ist gesprengt, die Bastionen sind geschleift, das Johannis-Kloster ist weg, die Michaeliskirche ebenso. Der Stadtführer kann nur noch verzeichnen, „was übriggeblieben ist von der alten Herrlichkeit.“ (AgZ 17)

Von Beginn an etabliert *Aus großer Zeit* ein Narrativ des Verfalls. Immer wieder erzählen „Zeitzeugen“ in eigenen Kapiteln von ihren Erfahrungen. Ein Schulfreund Karls, dem jüngsten Sohn des Reeders Robert William Kempowski, berichtet von einem Kaiserbesuch in Warnemünde. Die Begeisterung des Volkes wird sogleich getrübt – ganz klassisch von einem aufziehenden Gewitter: „Regen und Hagel gingen nieder: Das Kaiserpaar stieg in die Kajüte hinab. Die Vorstellung war beendet, und die Menge zerstreute sich nach und nach.“ (AgZ 72) Schon dieser Besuch im Juni 1903 wird als Untergangsszenario konzipiert: Das Gewitter als heraufziehender Weltenbrand führt zum erzwungenen Abstieg des Kaiserpaares. Die wie ein Theaterstück inszenierte Pracht ist zu Ende. Auch in der Darstellung der Familie Kempowski häufen sich bereits zu Anfang die Untergangsanzeichen. So wird in der Schule das Volkslied vom „lieben Augustin“ gesungen und selbst dem kleinen Karl wird dieses Lied zum Verdruss, denn: „Daß der nicht besser aufgepasst hat auf

das Seine. Das ärgert einen.“ (AgZ 37) Nur wenige Seiten später wird dann in Form einer Prolepse, deren Reichweite sich bis in den Folgeroman erstreckt, auf den Abstieg der Familie verwiesen, denn Karl wird nicht mehr in einer eigenen Villa wohnen, sondern in einer Etagenwohnung, in der er am Klavier sitzt und Opernauszüge spielt, die er im Haus seiner Eltern gehört hat – und er wird „zusammenzucken, wenn man ihn dabei stört.“ (AgZ 45) Die ‚große Zeit‘ ist später für Karl nur noch in diesen Reminiszenzen präsent.

Ein besonders wirkmächtiges Bild des (moralischen) Verfalls fungiert als Leitmotiv: Auf einer Sommerkutschfahrt ins Rostocker Umland kommt die Familie an einem See vorbei, der wegen seiner Untiefen und Schlingpflanzen sehr gefährlich ist. Dieser See wird zum Anlass genommen, über Selbstmörder zu sprechen. Der alte Ludwig Ahlers, ein abgehalfterter Freund der Familie, berichtet, in der Bibel stehe, „daß manche Menschen ihr Gedärm ‚ausschütten‘.“ (AgZ 60) Der Terminus „ausschütten“, der hier eigens als wörtliches Zitat in Anführung gesetzt wird, lässt vermuten, dass Ahlers hier einen ganz konkreten Bibelvers meint, der nicht einfach „manche Menschen“ zum Gegenstand hat, sondern einen ganz bestimmten: Judas Ischariot, von dessen Ende in der Apostelgeschichte in der 1912er Bearbeitung der Luther-Übersetzung steht: „Dieser hat erworben den Acker um den ungerechten Lohn und ist abgestürzt und mitten entzweigeborsten, und all sein Eingeweide ausgeschüttet.“ (Apg 1, 18) Kempowski betreibt Idyllenbrechung: der See, die Diskussion über Selbstmörder und schließlich der Verweis auf Judas trüben als dunkle Vorzeichen die Sommerfrische.

Das Bild vom ausgeschütteten Gedärm spielt noch an drei anderen Stellen eine Rolle, wobei dessen Intensität graduell gesteigert wird. Ein zweites Mal dient es der Idyllenbrechung, die nun aber ganz bewusst, als jugendliche Lust am Morbiden, zelebriert wird. Karl und sein Freund Erex reden auf einer ihrer Erkundungstouren im Rostocker Umland über „Mord und Dotschlag“ und „von Selbstmördern, die sich aufhängen, daß ihnen die Augen aus dem Kopf quellen oder die ihr Gedärm ausschütten.“ (AgZ 98) Diese noch lustvolle Jugendphantasie wird sogleich mit einer konkreten Verfallserscheinung kurzgeschlossen, denn: „Nicht wissen können die beiden Knaben, daß es da unten am Hafen nicht so recht läuft. Die Arbeiter streiken nämlich, aus was für Gründen auch immer. Robert William Kempowski, der sechs Schiffe im Hafen liegen hat, deren Kapitäne jeden Tag in seinem Büro herumtrampeln und in den verschiedensten Sprachen fluchen, wie lange sie denn noch in diesem Drecksnest liegen sollen? Robert Kempowski muss in einem Möbelwagen der Firma Bohrmann aus Hamburg Arbeiter heranschaffen. [...] Steine fliegen.“ (AgZ 99)

Mit dem Betrieb des Vaters, den Karl ja eines Tages erben wird, steht es nicht zum Besten. Teilweise sind die Zeitläufte dafür verantwortlich, teilweise aber auch die Tatsache, dass man als Reeder diese Zeitläufte ausnutzte und seinen eigenen Wohlstand auf dem Rücken der Arbeiter aufbaute, für deren Lebenswelt man kein großes Verständnis zeigt. Die Gründe, die zum Streik geführt haben, kennt man nicht und will man nicht kennen – diese Welt bleibt einem im Hause Kempowski fremd, wie Karl einmal im Tennisklub fest-

stellt: Er selbst macht sich Sorgen, „daß seine weiße Flanellhose nicht mehr ‚geht‘“, da sieht er eine „Gruppe demonstrierender Arbeiter“: „Karl zieht seine Bügelfalte zurecht, er weiß gar nicht, was das für Leute sind und was das soll. [...] Abschaum oder wie oder was? Plebs? | Das ist etwas Fremdes.“ (AgZ 129–130)

Die noch kindliche Imagination des Morbiden wird für Karl im Ersten Weltkrieg dann bittere Realität. In der Kälte der Nacht ist es zunächst wieder nur die Vorstellung des ausgeschütteten Gedärms, die aber an der Front und somit in ganz konkreter Lebensgefahr ein anderes Wirkpotential hat: „Und wie das wohl aussieht, ein Mensch, der sein Gedärm ausgeschüttet hat. Ob man das wohl zu sehen kriegt?“ (AgZ 304) Nur wenig später sieht Karl dann einen tödlich Verwundeten: „Und als er endlich tot ist, da sieht Karl, daß dem die Seite aufgerissen ist: Aus dem feldgrauen Rock quillt Menschenfleisch heraus, und das sieht ganz so aus wie das Fleisch von Tieren, das im Tierpark die Bären kriegen.“ (AgZ 330)

Die Verweise auf das Ende des Judas Ischariot steigern sich in ihrer Intensität: Sie führen von einer kurzen Idyllenbrechung über eine kindliche Lust am Morbiden hin zu den realen Schrecken des Weltenbrandes. Das Schicksal des schuldbeladenen Judas wird deziert mit den Kempowskis verbunden. Auch sie müssen demnach als schuldig gelten, aber worin besteht diese Schuld? Das Narrativ von ihrem Abstieg wird klar mit ihrem amoralischen Lebenswandel verbunden: Robert William und seine Ehefrau Anna unterhalten verschiedene Liebschaften. Eine Geschlechtskrankheit, deren Ursache nicht genau geklärt wird,

führt schließlich zum körperlichen Verfall Robert Williams: Gelähmt und an den Rollstuhl gefesselt, ist er den Rest seines Lebens auf Hilfe angewiesen. Ferner führt die Familie einen ausschweifenden Lebenswandel mit opulenten Festivitäten: Sie passen nicht auf, auf das ihre. Kein Auge haben sie zudem für die Ärmern. Ihr karitatives Engagement bleibt sehr beschränkt und kommt nicht über alibimäßige Wohltätigkeiten hinaus: Allwöchentlich speist man eine Bettlerin mit einem Teller Suppe ab. Da man sie nicht in der Küche duldet, muss sie im Kohlenkeller essen. Ihren richtigen Namen kennt vermutlich niemand. Wegen ihres „mongolischen“ Aussehens nennt man sie nur „Tschu-Tsching“. (AgZ 130)⁹

Letztlich können sich die Kempowskis über die Wirren des Ersten Weltkriegs hinwegretten. Ihre Kinder wachsen relativ behütet „im bürgerlich-künstlerischen Umfeld“ auf, wenngleich Karl von seiner Mutter „kalte[] Ablehnung“ erfährt.¹⁰ Der Abstieg kann in *Aus großer Zeit* somit nur an- und vorausgedeutet werden, wovon der Roman auch ausgiebig Gebrauch macht: Bereits zu Beginn schildert die Nachbarin Maria Jesse ihre Erlebnisse mit den Kempowskis und resümiert: „Ich hab noch bis 1972 in Rostock gewohnt, in meinem Haus, in der Stephanstraße, und bin dann ordnungsgemäß und mit allen Sachen ausgerüstet, was weiß Gott nicht einfach war. Aber die Kempowskis? Weggepustet ohne Spur.“ (AgZ 33)

Die Möglichkeit einer Insel – Hans Fallada: *Der eiserne Gustav*

Wo Kempowski einen Fall aus großer Höhe erzählt, erzählt Fallada, wie weit es hinunter gehen kann. Gustav Hackendahl wird uns inmitten eines Verfallsprozesses

vorgestellt, denn seine „große Zeit“ ist längst vorbei. Die Glorie seines Militärdienstes bei den Paskewalken Kürassieren ist ihm Anlass zu wehmütigen Erinnerungen: „Diese Erinnerungen machen ihn heute noch stolzer und glücklicher als das große Fuhrgeschäft, das er aufgebaut hat.“ (EG 9) Mit Robert William hat er gemeinsam, dass seine Frau einen großen Anteil am immer noch guten Leben hat. Es war der Fuhrbetrieb ihres Vaters, den Gustav übernehmen konnte. Wie Anna Kempowski hat auch Auguste Hackendahl ein ansehnliches Vermögen in die Familie eingebracht, von dem aber nur wenig übrigbleiben wird. Während die Kempowskis ein gewissermaßen natürlich gewachsener Teil des Rostocker Bürgertums sind,¹¹ ist Gustav eher unnatürlich in den bürgerlichen Stand geraten und seine gelebten Werte passen nicht so recht hinein: „Spät in eine bürgerliche Welt verschlagen, die ihm zu weich vorkam, versuchte er, seinen Kindern die Grundsätze einzupfropfen, durch die er, wie er meinte, zum Erfolg gekommen war: Fleiß, Pflichtgefühl, unbedingte Rechlichkeit, Unterordnung unter den Willen eines Höheren – heiße er nun Gott, Kaiser oder Gesetz.“ (EG 12) Seine Werte sind die einer überkommenen Zeit. Sie werden durch die Zeitläufte, den Matrosenaufstand 1918, die chaotische Inflation, die politischen Unruhen in der Weimarer Republik, widerlegt. Es sind Werte einer von relativer Stabilität geprägten Phase, die nun nicht mehr passen wollen. Dennoch pfropft Gustav seine Werte seinen Kindern auf. Für die Zeit, in die sie hineingeboren wurden, sind sie damit nicht gerüstet. Folgerichtig stirbt der älteste Sohn im Ersten Weltkrieg. Ihn hatte der Vater am längsten unter seiner

Fuchtel, er hat am meisten von ihm mitbekommen. Sein Tod ist letzter Ausdruck des Fügens in ein von der Obrigkeit bestimmtes Schicksal: „Es hilft nichts, wir müssen voran.“

Die Unterschiede zwischen den Generationen werden durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs scheinbar nivelliert: „Vom Krieg erhofft sich Hackendahl die Lösung aller familiären Widersprüche, denn solche Zeiten überbrücken Gegensätze und führen eine Familie zusammen. Seine Hoffnung erfüllt sich, an den Tagen der Mobilmachung sind alle seine Kinder im Elternhaus versammelt.“¹² Die Hoffnung ist allerdings trügerisch, denn in Wahrheit haben sich fast alle hier schon von ihm entfernt: Otto verheimlicht seinem Vater ein Kind, Eva ist längst von Eugen Bast abhängig und Erich ist wegen seines Lebenswandels in Ungnade gefallen. Für das, was auf sie wartet, sind seine Kinder nicht gerüstet. Für Otto ist das, „woran er glauben und was er anbeten sollte, ‚tot‘ und ‚vergangen‘. Da er aber im Werden war, bedurfte er einer Idee, der er anhängen und für die er ein Opfer ‚freudig‘ bringen könnte. Der Krieg eben entfaltet vor ihm diese Idee, es dauerte aber nicht lange, bis er angesichts zahlreicher Gefallener zur Korrektur seiner Vorstellungen gezwungen wurde.“¹³ Seine Geschwister haben sich denn auch andere „Vorbilder“ und Ideen gesucht: Eva gerät an Eugen Bast, Erich an einen Abgeordneten der SPD. Der einzige, dem Fallada aber einen hilfreichen Mentor an die Seite stellt, ist Heinz. Professor Degener kommuniziert Verhaltenslehren an seinen Schützling, die diesem in den Zeiten der großen gesellschaftlichen Unruhen eine wirkliche Orientierung geben: Gut sei es, sich auf das zu konzentrieren, was man beein-

flussen könne, nicht mit der Unordnung zu paktieren, mithin also, seine eigenen Verhältnisse in Ordnung zu halten. (Vgl. EG 371) Heinz wird immer wieder zu Degener und seinen Verhaltenslehren zurückfinden. Hierhin ist ein Grund dafür zu sehen, dass er als einziges der überlebenden Hackendahl-Kinder wenigstens vom moralischen Verfall ausgenommen ist.¹⁴

Ihrer väterlichen Prädisposition können die Kinder nicht entkommen: „Gustav Hackendahl wurde durch das Militär geformt; wobei es sich hier um eine Prägung von lebenslänglicher Qualität handelte. Seine Familie hatte die Folgen dieser Deformierung zu tragen und zerbrach an der Strenge und Sturheit des Vaters.“¹⁵ Diese Prägung zieht sich als Leitmotiv durch den Roman. Fallada zeichnet seine Hauptfigur allerdings nicht nur negativ. Für Gustav selbst ist seine Lebenseinstellung durchaus tragbar. Er schafft es, wenigstens sich und seine Frau irgendwie durch die Unruhen des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts zu lavieren. Mit der Schilderung der Paris-Fahrt ruft der Roman dann endgültig Sympathie mit seiner Titelfigur hervor, die aber letztlich Schuld am Verfall der Familie trägt: „[W]ir haben einen eisernen Vater, darum sind wir zu weich geraten.“ (EG 378)

Fallada schildert, wie eine Familie in den Zeitläuften untergeht, in denen eine mittlere Lebensführung obsolet geworden und nicht mehr durchhaltbar ist. In Otto wird diese Lebensweise der Mitte symbolisch dargestellt: Nie gibt er dem Vater (im Gegensatz zu Erich) Anlass zur Freude, nie (im Gegensatz zu Erich) Anlass zum Tadel. (Vgl. EG 69). Erich und Eva, die beiden Lieblingskinder werden als „Gefangene des eigenen Triebes“

(EG 402) dargestellt. Ihr Fall führt am tiefsten hinab. Am Beispiel von Degener diskutiert Fallada aber auch eine Krisenbewältigungsmöglichkeit: den Hinzutretenden, der ein – wenn auch selbst noch schwankender – Orientierungspunkt sein kann.¹⁶ Gustav kann diese Rolle für seine Kinder nicht einnehmen. Degener jedoch (und auch Ottos Witwe Gertrude Gudde) werden für Heinz das, was Ottos Witwe als unerlässlich für das Überleben in der Krise bezeichnet: Sie versteht, „dass jeder Mensch im Elend eine Insel haben muss, zu der er fliehen kann aus der Trostlosigkeit des Alltags, dass er eine Stätte der Geduld wissen muss, etwas wie eine Heimat...“ (EG 307)

Fallada wie Kempowski verfolgen mit ihren Verfallsgeschichten jeweils andere narrative Intentionen, aber beide wählen sich die Figur des Kutschers zur Illustration: Fallada, indem er einen Droschenkutscher in den Mittelpunkt seiner Erzählung stellt, Kempowski, indem er als Coverbild der Erstausgabe einen ebensolchen Kutscher als Symbol für die vergangene große Zeit wählt.

- 1 Spengler, Oswald: *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. Ungekürzte Sonderausgabe in einem Band.* München 1990 (Beck'sche Sonderdrucke), S. 29.
- 2 Vgl. Spengler: *Untergang* 1990, S. 43.
- 3 Spengler *Untergang* 1990, S. 51.
- 4 Kempowski, Walter: *Alkor. Tagebuch* 1989. München 2001, S. 161 (6. April 1989).
- 5 Obschon Kempowskis Abwehr gegen einen Vergleich speziell mit Fallada doch neugierig macht.
- 6 Hans Fallada: *Der eiserne Gustav. Roman. Hg. und mit einem Nachwort von Jenny Williams.* Berlin 2021 (atb, 3862), S. 278. Im Folgenden wird diese Ausgabe mit der Sigle EG und der entsprechenden Seitenzahl zitiert.
- 7 Neben der Familie Kempowski wird auch das Schicksal der pietistischen Hamburger Kaufmannsfamilie de Bonsac erzählt, deren Tochter Margarethe den jüngsten Kempowski-Spross Karl heiraten wird. Um den Rahmen nicht zu sprengen, konzentriere ich mich im Folgenden nur auf die Kempowskis.
- 8 Walter Kempowski: *Aus großer Zeit. Roman.* Hamburg 1978, S. 10. – Hervorhebung von mir. S. L. Im Folgenden wird diese Ausgabe mit der Sigle AgZ und der entsprechenden Seitenzahl zitiert.
- 9 Das ganze Ausmaß von Robert Williams und Annas Misswirtschaft schildert erst der Roman *Tadelöser & Wolff: Nach dem Tod des Vaters übernimmt Karl die Reederei und erkennt die Höhe der Verschuldungen.*
- 10 Vgl. Reents, Friederike: *Aus großer Zeit. Roman.* In: *Walter-Kempowski-Handbuch.* Hg. Carla Damiano, Andreas Grünes, Sascha Feuchert. Berlin/Boston 2020, S. 45–48, hier S. 46.
- 11 Dass die Nachbarin Jesse feststellt, dass die Kempowskis nicht zur guten Rostocker Gesellschaft gehörten, mag eher persönlicher Aversion geschuldet sein. (Vgl. AgZ 33)
- 12 Piotr Nowak: *Das deutsche Selbstverständnis in der Zeit des Ersten Weltkrieges und der darauffolgenden Jahre anhand des Romans Der eiserne Gustav von Hans Fallada.* In: *Nationale Identitäten. Aspekte, Probleme und Kontroversen in der deutschsprachigen Literatur.* Hg. Joanna Jabłkowska, Małgorzata Póhrola. Łódź 1998, S. 164–172, hier S. 165.
- 13 Ebd., S. 167.
- 14 Selbst Sophie, die ihre Verhaltenslehren im christlichen Glauben findet, sagt sich von ihrem Vater los und kündigt ihm die Anstellung als Krankenhauskutscher, sobald er ihrem Ansehen schadet.
- 15 Nowak: *Das deutsche Selbstverständnis* 1998, S. 168. Vgl. auch Sylvia Woll: *Der eiserne Gustav (1938).* In: *Hans-Fallada Handbuch.* Hg. Gustav Frank, Stefan Scherer. Berlin/Boston 2019, S. 395–407, hier S. 398.
- 16 Zum Modell des Hinzutretenden vgl. Ernst Jünger: *An der Zeitmauer.* In: *ders.: Sämtliche Werke. Bd. 8: Der Arbeiter.* Stuttgart 1980, S. 415.

Ein Neustart nicht nur für Hans Fallada

Helene Paetznick und die Neuauflage von „Wer einmal aus dem Blechnapf frißt“ (1946)

WOLFGANG BEHR

Am 13. Februar 1946 schreibt Hans Fallada in einem Brief an den Aufbau-Verlag erfreut: „Dass der *Blechnapf* nun wirklich in Satz ist, habe ich gerne gelesen [...]“, gibt dann aber zum Entwurf der Einbandgestaltung kritisch zu bedenken: „Ich finde ihren Schutzumschlag nicht so gut wie den von Weiß, aber wahrscheinlich haben sie vollkommen recht, wenn sie das Buch auch in einem ganz neuen Gewand präsentieren wollen.“¹

Fallada wusste aus seiner Zusammenarbeit mit dem Rowohlt Verlag, wie wichtig die grafische und schriftkünstlerische Ausstattung seiner Werke für deren Erfolg auf dem Buchmarkt war. Der Verlag konnte stets namhafte Buchkünstler für Falladas Werke gewinnen, wie z.B. George Grosz, Olaf Gulbransson, Alfred Kubin und den von Fallada hochgeschätzten Emil Rudolf Weiß², der insgesamt fünf Einbandgestaltungen kreiert hatte. 1939 äußerte der Autor in einem Brief an Rowohlt: „Die Leute haben sich daran gewöhnt, dass meine Umschläge eine besondere Note haben; Blechnapf, Wolf, Gustav haben etwas Verwandtes, was gut ist.“³ So etwas wünsche er sich auch für die Neuauflage.

Im März 1946 wurde im ersten Katalog des neu gegründeten Aufbau-Verlags u.a. *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* angekündigt, zusammen mit dem Roman *Jeder stirbt für sich allein*, der damals noch den Arbeitstitel *Im Namen des deutschen Volkes* trug.⁴ Als der *Blechnapf* schließlich im Frühjahr



Katalog Aufbau Verlag 1946 Reprint 1985 © Sammlung Behr

in den Buchläden lag, stand im Impressum der Name der Gestalterin des von Fallada letztlich akzeptierten „neuen Gewands“: Helene Paetznick. Sie ist es auch, die den Schutzumschlag des ein Jahr später – posthum – erschienenen Romans *Jeder stirbt für sich allein* entworfen hat.

Gleichwohl ist es bemerkenswert, dass ihr Name weder im Verlagskatalog noch im Briefwechsel des Aufbau-Verlags zu finden ist.⁵

Für Helene Paetznick waren es die ersten Arbeitsaufträge überhaupt, die sie durch den Berliner Aufbau-Verlag erhielt. Sie durfte auch die Einbände von drei weiteren im ersten Katalog des Verlags beworbenen Novitäten gestalten: Wolfgang Parths Debütroman *Die letzten Tage* und die beiden Neuauflagen von Friedrich Wolfs Novellen *Der Russenpelz* und *Heimkehr der Söhne*.⁶



Umschlagentwurf Helene Paetznick
© Sammlung Behr

Als Ende 1946 mit dem autobiografischen Roman *Der Alpdruck* ein weiteres Werk von Hans Fallada zur Veröffentlichung vorbereitet wurde, versuchte der Autor in einem Brief an den Verlag, Änderungswünsche für die Einbandgestaltung durchzusetzen. Nicht Helene Paetznick, sondern der Grafiker Hermann Kusch war diesmal mit der Einbandgestaltung beauftragt worden.⁷ Fallada gefiel dessen Entwurf nicht, er reklamierte: „Den Einbandentwurf zum *Alpdruck* sende ich Ihnen hiermit zurück [...] Und bitte und ich beschwöre Sie: nehmen sie nicht diesen Entwurf, dessen Schrift durcheinander fällt und der nach gar nichts aussieht! Dann schon lieber ein in Druckschrift gesetzter Titel als diese Schreibrift, die schlecht lesbar ist. Und noch ein zweites dazu: warum geben Sie dem *Alpdruck* nicht dasselbe Format wie dem *Blechnapf*? Sie werden ja in nächster Zeit noch mehr Falladas veröffentlichen – warum nicht für alle das gleiche Format [...]?“⁸

Wenn auch ab Dezember 1946 Falladas gesundheitlicher Zustand eine weitere Abstimmung der

Buchgestaltung nicht zuließ, so folgte der Verlag doch den Überlegungen des Autors und passte zumindest das Format der beiden posthum erschienenen Werke *Der Alpdruck* und *Jeder stirbt für sich allein* dem der *Blechnapf*-Ausgabe an.

Wie aber kam es dazu, dass die im Westberliner Bezirk Friedenau lebende Helene Paetznick die Aufträge für insgesamt fünf Buchgestaltungen erhielt? Möglicherweise hatte hier Paul Wiegler Einfluss genommen. Der ebenfalls im Westsektor, in Charlottenburg, lebende Wiegler war im Sommer 1945 mit der Aufgabe betraut worden, Künstler für die grafische Gestaltung der Einbände zu gewinnen. Zu diesem Zeitpunkt befand sich der Verlagssitz noch in der Schlüterstraße 45 in Charlottenburg. Wiegler war es bekanntlich auch, der in der Schlüterstraße 45 den ersten Kontakt von Fallada zu Johannes R. Becher, zum Kulturbund und zum Aufbau-Verlag herstellte.⁹

Im Jahresverlauf 1945 wechselte der Verlag dann in die Französische Straße 32, die sich im sowjetischen Sektor befand.

Als wenige Monate nach Falladas Tod 1947 die Buchausgabe von *Jeder stirbt für sich allein* in den Buchläden lag, war das zugleich das Ende der Zusammenarbeit des Verlags mit Helene Paetznick. Sie erwähnt in ihrer späteren Selbstauskunft für die Herausgeber von *Kürschners Graphik Handbuch* 1959 die Zusammenarbeit mit dem Aufbau-Verlag nicht. Politische Gründe könnten eine Rolle gespielt haben.

Biografische Notizen

Helene Charlotte Wilhelmine Paetznick kam am 11. Juni 1904 in Charlottenburg zur Welt. Ihre Eltern Karl und Minna, geborene



Umschlagentwürfe Helene Paetznick
© Sammlung Behr



Helene Paetznick – unbekannter Fotograf © HEROLD Archiv



Signatur © HEROLD Archiv

Paul, hatten 1903 im Standesamt Charlottenburg geheiratet. Zunächst wohnte die Familie 1907 in der Fritschestraße 53 in Charlottenburg, 1908 zog sie in die Stierstraße 10 in Berlin-Friedenau. Das Haus in Friedenau blieb für Paetznick bis zu ihrem Tod Lebensmittelpunkt. Im Berliner Adressbuch ist sie von 1926 bis 1974 als Mieterin aufgeführt, ab 1963 als Eigentümerin des Hauses.

Über ihr Leben ist wenig bekannt. Einige wenige Hinweise gibt ein Nachruf des Vereins Herold.¹⁰ Daher wissen wir, dass sie unverheiratet blieb und eng in ihrer religiösen Gemeinschaft verankert war. Überdies war sie aktiv im weltlich-künstlerischen Bereich des HEROLD tätig. Im Nachruf heißt es: „In beiden Lebenskreisen hat sie fleißig und voller Idealismus mitgearbeitet, still, unaufwendig, doch oft sehr wirksam, selbständig im Urteil und kritisch, aber stets ohne in den Vordergrund zu streben.“¹¹



Spendentüte © Archiv erste Kirche Christi, Berlin

Nahe ihrer Friedenauer Wohnung engagierte sich Helene Paetznick von Anfang 1950 bis Mitte der 1970er Jahre¹² in Berlin-Wilmersdorf im Zentrum der Ersten Kirche Christi.¹³ Im dortigen Archiv befinden sich auch einige ihrer grafischen Arbeiten, die sie für die Gemeinde geschaffen hat: die Ansicht des Kirchengebäudes, das auf Spendentüten für den Wiederaufbau des kriegszerstörten Gebäudes in den 1950er Jahren aufgedruckt war, sowie eine Einladung aus dem Jahr 1969 zur Einweihung der neu errichteten Kirche.

Das künstlerische Schaffen

Nach Beendigung der Schulzeit studierte Helene Paetznick bis 1930 an der Berliner Kunstgewerbeschule. Bereits 1926 hatte sich die 22jährige im *Handbuch des Kunsthandels* als Malerin eintragen lassen. In den Folgejahren findet sich ihr Name in den Berliner Telefonbüchern unter der Branchenbezeichnung Kunstgewerbe.

Von 1934 bis 1939 besuchte sie die Schweizerische Kunstgewerbeschule in Zürich. In dieser Zeit



Anzeige Branchentelefonbuch Berlin 1973

entwickelte sie ein besonderes Interesse an der Gestaltung von Wappen, was damit zusammenhängen mag, dass sie neben ihrem Studium Mitarbeiterin von Professor Pietro von Salis (1877–1965), einem Bildhauer, Maler und Heraldiker, war. Nach ihrer Rückkehr aus der Schweiz wohnte sie wieder im elterlichen Haus in Berlin-Friedenau. Ab 1941 führte sie die Berufsbezeichnungen „Graphikerin, Buchgraphikerin“ und später in den 1960er Jahren „Werbegraphikerin“. 1973 warb sie in einer Annonce im Berliner Branchenbuch: „Helene Paetznick Graphikerin, Heraldikerin, Mitarbeiterin der Deutschen Wappenrolle“.

Erste Belege ihrer buch künstlerischen Tätigkeiten sind die Einbände für die 1944 im Berliner Vier Tannen Verlag veröffentlichten Romane *Das fremde Mädchen* von Hilde Fürstenberg (1902–2005) und *Ein aufrechter Mann* von Heinar Schilling (1894–1955). Zu den bereits erwähnten fünf Buchgestaltungen für den Aufbau-Verlag lassen sich lediglich noch ein von Helene Paetznick für den Linde Verlag, Berlin-Halensee, 1947 illustriertes Märchenbuch *Tischchen deck dich*¹⁴ und der Umschlag für die *Kleine Zimmerpflanzen Fibel*, Berlin-Kleinmachnowe Gartenverlag, 1953, finden.

Zwischen 1963 und 1965 bebilderte Paetznick Märchen und Erzählungen, die vom Sender Freies Berlin für die Kindersendungen von Ilse Obrig produziert wurden. Wenn dazu auch keine Aufzeichnungen in den Fernseharchiven



Buchdeckelzeichnung:
Helene Paetznick, 1944 © Sammlung Behr



Aus der TV-Zeitschrift HÖR ZU, 30.1.1964
© HEROLD Archiv



Illustration: Helene Paetznick, 1947
© Sammlung Behr



Scherenschnittentwurf © HEROLD Archiv



Entwürfe Helene Paetznick
© HEROLD Archiv

vorhanden sind, so lassen sich zumindest sieben Kinderstunden finden, an denen Helene Paetznick mitwirkte.¹⁵ Außerdem konnten in ihrem Teilnachlass im HEROLD-Archiv mehrere Scherenschnittentwürfe entdeckt werden.¹⁶

Aus der für Kürschners Graphiker-Handbuch von Paetznick übermittelten Übersicht zu ihrem künstlerischen Schaffen geht hervor, dass sie als selbständige Werbe- und Gebrauchsgrafikerin

für das Verkehrsamt Berlin, den Sender Freies Berlin (Vorspann für die Filme *Dreimäderlhaus* und *Schwarzwaldmelodie*) die Firmen Gühler Honig Berlin, Oda Büroausrüstungen Berlin, Hermann Meyer & Co. AG Berlin sowie für die Papierindustrie Doebbelin & Boeder Berlin-Frankfurt arbeitete.¹⁷ Als Illustratorin bekam sie Aufträge u. a. von den Verlagen Franz Schneider, Cecilie Dressler und Langenscheid und war 1954 an einer Standgestaltung auf der Frankfurter Buchmesse beteiligt.

Im Archiv des Vereins HEROLD befindet sich ein Konvolut ge-

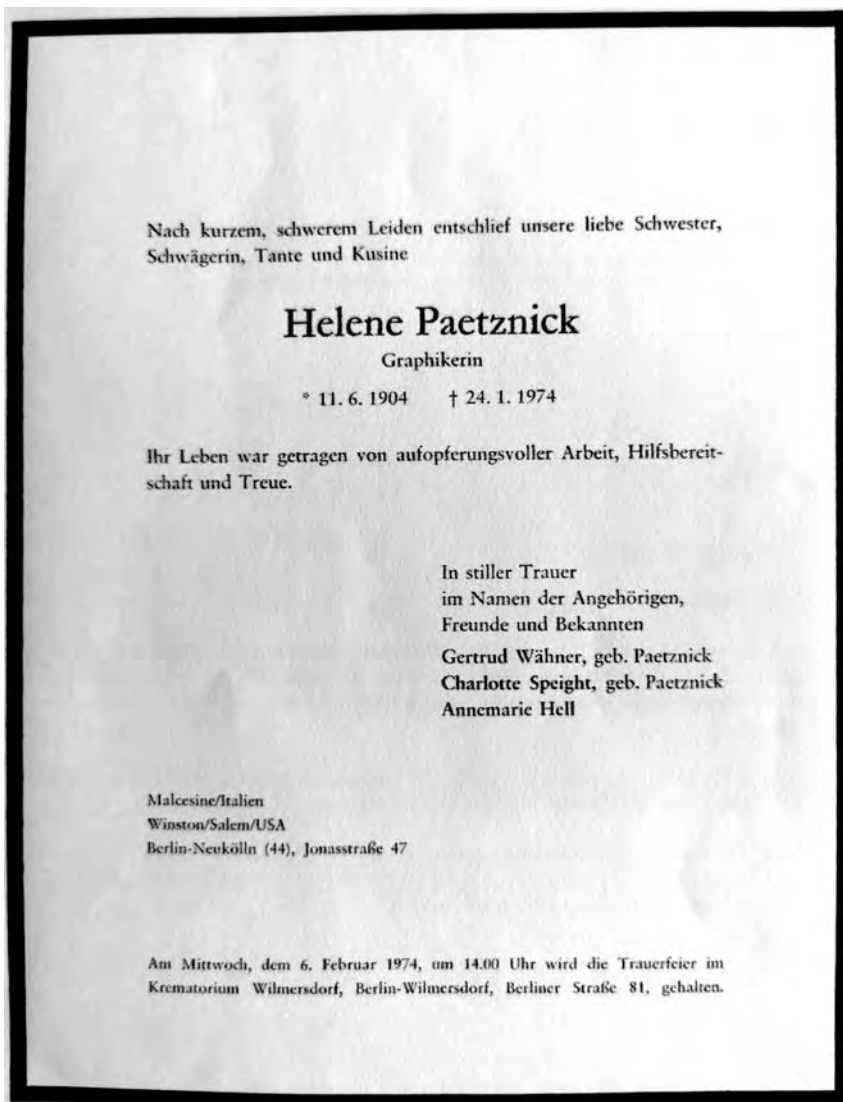


Wappenentwurf
Nachlass Paetznick © HEROLD Archiv

brauchs- und werbegrafischer Entwürfe für Geschäftsbriefköpfe, Etiketten, Plakate, Einpackpapier, Exlibris, einige kleinere Zeichnungen und Illustrationen sowie eine umfangreiche Sammlung des Schaffens als Gestalterin von Urkunden, religiösen Grafiken, Kirchensiegeln und Entwürfen für Heraldik-Wappen. Dieser Verein, in dem Helene Paetznick bereits 1941 Mitglied geworden war, kann als das Zentrum ihres künstlerischen Engagements bezeichnet werden.¹⁸ Sie übernahm neben ihrer Tätigkeit als „Schriftgraphikerin“, bei der sie Tausende von Urkunden und eine Fülle von Wappen gestaltet hat, vielfältige Aufgaben, u. a. als Schatzmeisterin und Rechnungsprüferin.

Lebensende und späte Erinnerung

Am 24. Januar 1974 starb Helene Paetznick im Alter von 69 Jahren in Berlin Wannsee. Im Nachruf gedenkt der Verein HEROLD „seiner treuen Freundin“. „Bis in die letzten Tage ihres Lebens hat sie dem Herold, oft in fast unzumutbarer Inanspruchnahme für einen beruflich Selbständigen, treu und auf-



Traueranzeige © HEROLD Archiv

opfernd gediend.“¹⁹ Zur Trauerfeier im Krematorium Wilmersdorf am 6. Februar 1974 laden laut Todesanzeige eine in Italien lebende Halbschwester und eine in Amerika wohnende Nichte im Namen der Angehörigen ein.²⁰ Die Beisetzung erfolgte am 6. März 1974 auf dem Alten St.-Matthäus-Kirchhof in der inzwischen eingeebneten Grabstelle V4-005-007.²¹

Meine Spurensuche hatte zur Folge, dass bei zwei in der Friedenauer Regional- und Kulturgeschichte aktiven Forschern Interesse für Helene Paetznick geweckt werden konnte. In ihrem Internetportal schreiben Peter Hahn und Jürgen Stich: „Da wohnen wir seit



Berlin Friedenau Stierstraße 10 im April 2024 Foto: W. Behr

mehr als drei Jahrzehnten in der Stierstraße und erfahren erst im Juli 2023 [...] dass eine mit Hans Fallada verbundene Friedenauer Künstlerin von den 1920ern bis in die 1970er Jahre gegenüber in der Stierstraße Nr. 10 wohnte – also in der Nachbarschaft: Helene Paetznick [...]“.²²

So entsteht im Rahmen dieser Friedenauer Initiative für die fast vergessene Künstlerin Helene Paetznick – 50 Jahre nach ihrem Tod – noch ein virtueller Gedenkplatz.

- 1 Hans Fallada an Aufbau-Verlag, 13.2.1946. In: Aufbau Verlagsarchiv Staatsbibliothek (Stabi) Berlin, NL 553.
- 2 Wolfgang Behr: Hans Fallada und der Buchkünstler Emil Rudolf Weiß. Salatgarten 2023, S. 36 ff.
- 3 Fallada an Rowohlt Verlag 1939, zitiert nach Günter Caspar: Fallada Studien. Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1988, S. 335.
- 4 „Hans Fallada“ in Aufbau-Verlag-Katalog 18.2.1946, S. 13.
- 5 Aufbau Verlagsarchiv in Stabi Berlin NL 553.
- 6 Wolfgang Parth (1910-1982).
- 7 Hermann Kusch (Lebensdaten nicht bekannt).
- 8 Fallada an Wilhelm, 24.11.1946. Aufbau Verlagsarchiv in Stabi Berlin NL 553.
- 9 Kuhnke, Manfred: Verstrickt in die Zeiten. Neubrandenburg, federchen Verlag 1999, S. 81.
- 10 Herold – Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften.
- 11 Jürgen Arndt: In memoriam Helene Paetznick. In: Mitteilungen des Herold, 1-3, 1974, S. 12.
- 12 Auskunft Hans Jürgen Rothe – Erste Kirche Christi, Wissenschaftler, Berlin, 8.6.2024.
- 13 siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Erste_Kirche_Christi_Wissenschaftler_Berlin (15.3.2024).
- 14 Kinder- und Jugendbuchabteilung, Stabi Berlin, Sgn. BII, 146-3.
- 15 siehe Stichwort Paetznick https://tvprogramme.shoutwiki.com/wiki/Hauptseite#google_vignette (15.3.2024).
- 16 Helene Paetznick: Teilnachlass im HEROLD-Archiv. Aktuelle Informationen zu den Rechteinhabern liegen nicht vor.
- 17 Stichwort „Helene Paetznick“ in Charlotte Fergg-Frowein (Hg.): Kürschners Graphiker Handbuch. Berlin: Walter de Gruyter Verlag 1959, S. 131.
- 18 Herold (Hg.), Jürgen Arndt (Bearb.): Biografisches Lexikon der Heraldiker. Neustadt: Bauer und Raspe 1992, S. 403.
- 19 J. A.: In memoriam Helene Paetznick. In: Mitteilungen des Herold, 1-3 1974, S. 12.
- 20 Auskunft Guido Dankwarth – Herold Geschäftsstelle Berlin, 7.10.2023.
- 21 Auskunft Wolfgang Schindler – Zwölf-Apostel-Friedhof Berlin, 29.12.2023.
- 22 siehe Stichwort „Stierstraße 10“, Helene Paetznick in www.friedenau.aktuell.de (7.3.2024).

Gisela Pferdmenes und Karl Gröning jr.

Die Schöpfer der rororo-Stilikonen der Fünfziger

LUTZ DETTMANN

Sie haben für Jahre viele der Rowohlt-Cover gestaltet, ihnen Gesichter gegeben, welche der Leser heute noch nicht vergessen hat. Der Stil ihrer Gestaltungen hat sie unverwechselbar mit anderen Grafikern der Rowohlt-Taschenbücher gemacht. Ihre Cover sind zum Teil Stilikonen der fünfziger Jahre. Gisela Pferdmenes und Karl Gröning jr. – als Kollegen und privat ein Paar, gestalteten auch einige Fallada-Ausgaben der rororo-Reihe des Verlages.

Die Vorgeschichte der rororo-Taschenbücher

Deutschland in den Nachkriegsjahren. Das Land trägt unzählige Narben, seine Menschen an Körper und Geist ebenso. Doch wie der Hunger sind die Wünsche vieler Deutscher nach Theater, Kunst

und Literatur groß. Die Theater sind zum Teil zerstört, die Schauspieler im Krieg umgekommen oder in alle Winde zerstreut. Die deutschen Bibliotheken von Naziliteratur „gesäubert“. Ausländische Autoren, progressive und jüdische deutsche Schriftsteller sahen ihre Bücher 1933 brennen. Der Lesehunger auf diese Bücher ist groß, aber auch das Verlagswesen liegt am Boden. Lizenzen zur Gründung erteilen die sowjetischen und alliierten Behörden. Doch was nützen die Lizenzen, wenn das Papier für die Bücher fehlt? Rowohlt erhält am 27. März 1946 eine Verlagslizenz für die britische Besatzungszone. Sitz des dritten Rowohlt Verlages wird Hamburg. Und Rowohlt, angeregt durch seinen Sohn, hat eine Idee: Auf Zeitungspapier lässt er im Rotationsdruckverfahren Texte verfemter Autoren und Weltliteratur drucken. Im



Karl Gröning jr. und Gisela Pferdmenes um 1954 Archiv Rowohlt Verlag

Dezember 1946 erscheint als erstes Heft im DIN A3-Format Kurt Tucholskys *Schloss Gripsholm* in einer Auflage von 100.000 Exemplaren, die nach dem Erscheinen schnell vergriffen ist. Druck auf Druck erscheinen in kurzer Folge. Im selben Jahr folgen noch Alain-Fourniers *Der große Kamerad*, Conrads *Taufun*,

Hemingways *In einem andern Land*. Das Verkaufskonzept geht auf, Heft auf Heft, die Titel von Grafikern wie Wilhelm M. Busch, Prof. Emil Praetorius und Otto Rodewald gestaltet, je nach Umfang in verschiedenen Zeitungsformaten, erscheinen. 1947 fünf, neben anderen Plieviers *Stalingrad*, und Thyde Monniers *Die kurze Strasse*. Das Rowohltschiff hat inzwischen wieder Fahrt aufgenommen, Firmensitze in Stuttgart und Baden-Baden folgen, neben den fünf rororo erscheinen 17 andere Neubzw. Nachauflagen (1946 lediglich sieben). Und im November 1947 gelingt ihm der Coup: Als einziger deutscher Verlag hat Rowohltschiff die Lizenzen für alle Besatzungszonen Deutschlands.

Am 20. Juni 1948 findet in den westlichen Besatzungszonen die Währungsreform statt. Plötzlich sind die Schaufenster wieder voll, auch mit Büchern. Doch wer kann sich diese leisten? So verkaufen sich die rororo weiter gut, jetzt mit dem Preis von einer Deutschen Mark. Acht Drucke werden für dieses Jahr verzeichnet. Neben anderen Anna Seghers' *Das siebte Kreuz*. Rowohlts Verkaufserfolg hat viele Nachahmer gefunden. So warnt der Verlag im Juli 1949 in Heinrich Hausers *Nitschewo Armada* seine Leser: „Aufs Schärfste wollen wir uns aber absetzen – und bitten die Leser, hier niemals einer Verwechslung zu unterliegen – gegen den Mißbrauch der Rotationspresse, wie er jetzt bei der alle Kioske überschwemmenden Flut von dümmster und schädlichster Kolportageliteratur zu beobachten ist. Um die Rororo hiervon gebührend abzusetzen, bedürfen wir weiterhin der Freundschaft unser verständigen Leser und der Vermittlung durch

den verantwortungsbewußten Buchhändler.“⁴¹ Trotz des großen Erfolges werden die Zeitungsromane ab 1950 nicht mehr gedruckt. Die Ansprüche der Leser sind mit der neuen Währung gestiegen, auch wenn das Geld noch knapp ist.

Eine neue Ära beginnt – die der rororo-Taschenbücher

Etliche deutsche Verleger sind 1949 auf Einladung in Übersee. Eine Einladung der besonderen Art, denn sie sollen dort das Verlegen von Büchern auf demokratische Art (ohne Zensur, reglementierten Vertrieb) lernen. Rowohlts Sohn, Heinrich Maria Ledig-Rowohlts, ist unter ihnen und lernt die *Pocket-Books* kennen. Und er lernt schnell, erkennt, welche Chance sich mit dieser Form des Buches für den Verlag eröffnet. Väterchen muss allerdings noch überzeugt werden. Es gelingt! Am 17. Juni 1950 erscheinen die ersten vier rororo-Taschenbücher, nämlich: Hans Fallada, *Kleiner Mann – was nun?*, Graham Greene, *Am Abgrund des Lebens*, Rudyard Kipling, *Das Dschungelbuch*, und Kurt Tucholsky, *Schloß Gripsholm*. Damit beginnt die Ära des deutschen Taschenbuches. Die Auflage beträgt jeweils 50.000 Exemplare. Diese vier Ausgaben wurden von dem Grafikerhepaar Gisela Pferdmenes und Karl Gröning jr. gestaltet. 407 rororo-Bücher sollten bis 1959 folgen.

Die Gestalter der Einbände werden vorgestellt

Gisela Pferdmenes wird am 19. März 1918 in Hamburg geboren. Während des dreijährigen Studiums an der *Meisterschule für Mode* in Hamburg findet sie 1938 eine Anstellung am *Deutschen Schauspielhaus* in Hamburg und arbeitet dort

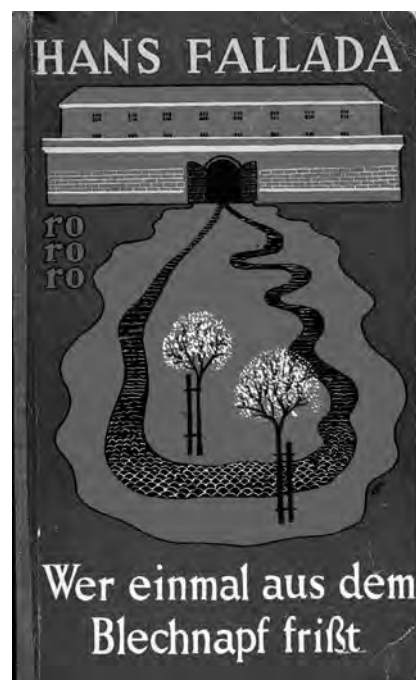
als Kostümbildnerin. Dort lernt sie ihren späteren Mann Karl Gröning jr. kennen. Gröning jr. – am 4. April 1921 geboren – absolviert am *Deutschen Schauspielhaus* seine Ausbildung zum Bühnenbildner bei seinem Vater, der dort seit 1935 als Leiter des Ausstattungswesens tätig ist. 1940 erhält Gröning jr. sein erstes Engagement in Plauen, wird aber bereits wenige Monate später eingezogen und muss in der Sowjetunion kämpfen. Gisela arbeitet während dieser Zeit in Königsberg als Kostümbildnerin. Während eines Fronturlaubs heiraten die beiden am 24. Juni 1944. Zurückgekehrt aus der sowjetischen Gefangenschaft, sucht das Paar seinen Lebensmittelpunkt im zerstörten Hamburg, ihrer Heimat. Ihre erste gemeinsame Arbeit ist *Erato. Ein Kalender für Damen*. Karl Gröning jr. fungiert als Herausgeber, seine Ehefrau als Grafikerin. Hier orientiert sie sich noch an klassischen Vorbildern. Der Stil wirkt wie aus dem 19. Jahrhundert, erinnert auch an japanische Grafiken. „Pferdmenes' Fähigkeit der Darstellung von eleganten, schönen Frauen, die immer etwas distanziert wirken, ist hier bereits ausgebildet. Dieser Typ Frauen wird durch das ganze Schaffen verfeinert.“⁴² Im selben Jahr erscheint *Deutsche Kinderlieder. Reime, Lieder und Gedichte für Kinder und kinderliebe Leute* im Drei Türme Verlag Berlin. Bis 1951 ist das Künstlerpaar an 60 Theaterproduktionen beteiligt. Wandbilder für die Schwedische Gustaf-Adolfs-Kirche in Hamburg und für Repräsentationsräume von Hamburger Firmen werden entworfen. Gröning jr. etabliert sich als Grafiker, entwirft Plakate, so für die *British American Tobacco*. Er entwirft die Werbung für *North State*. Inzwischen ist Rowohltschiff bei der



„Kleiner Mann – was nun?“,
184. Tausend Sammlung Lutz Dettmann



„Kleiner Mann – was nun?“,
Erstausgabe Mai 1950 Sammlung Lutz Dettmann



„Wer einmal aus dem Blechnapf frisst“,
Erstausgabe Juni 1952 Sammlung Lutz Dettmann

Planung seiner Taschenbücher, Grafiker werden angeschrieben, Entwürfe eingereicht. „Telegramm an alle: Sagt alles ab! Ihr macht das!“³, so Rowohlts Ausruf nach dem Begutachten der Entwürfe. Am 9. Dezember 1949 erhält Karl Gröning jr. ein Schreiben des Rowohlt Verlages, welches ihm, nur er ist genannt, für ein Jahr zusichert, die Vorder- und Rückseiten der Taschenbücher grafisch zu gestalten. Geplant sind für 1950 48 bis 60 Titel, 250 DM pro Titel werden angeboten. Befristet ist der Vertrag zunächst auf ein Jahr.

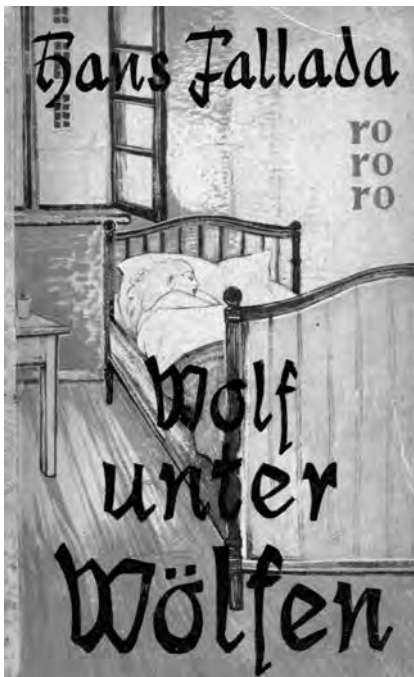
Die Einbände der rororo – Stilikonen des Wirtschaftswunders

Der Hilferuf Kurt Tucholskys an seinen Verleger, 1932 in der *Weltbühne* ausgestoßen, „Lieber Meister Rowohlt, liebe Herren Verleger! Macht unsre Bücher billiger!“ war endlich wahr geworden. Denn der Erfolg der *rororo* war der Preis: 1,50 DM, das entsprach zwei Broten oder 15 Zigaretten. Und die Gestal-

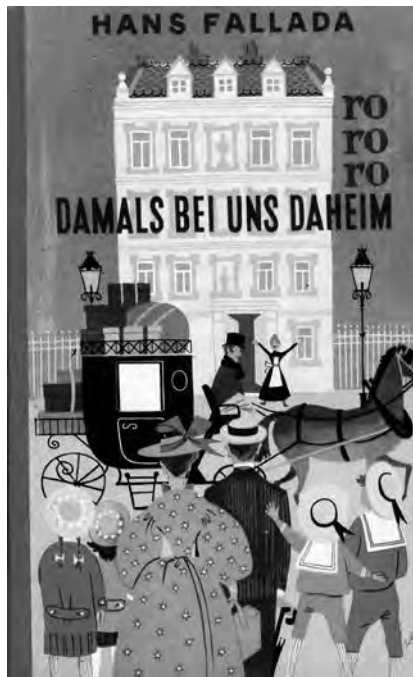
tung! Denn die Cover waren die Hingucker für den Leser – meist nicht brav, nicht blass, sondern bunt, modern – vermittelten sie die neue Zeit, auch wenn die Vielzahl der ersten Bücher schon vor Jahrzehnten aufgelegte Titel waren. Von den ersten 200 Taschenbüchern der Reihe waren mehr als die Hälfte bereits vor 1945 in Deutschland erschienen. Der westdeutsche Leser war ausgehungert, gierig nach Literatur. Die in Deutschland gebliebenen Autoren hatten in den vergangenen zwölf Jahren meist nicht für die Schublade geschrieben, sondern hatten geschwiegen. So brachte Rowohlt Weltliteratur, die dem deutschen Leser versagt geblieben war, und die vergessenen Bestseller seines Verlages auf den Markt. Und dazu zählte auch Hans Fallada, der mit dem *Kleinen Mann* Rowohlts Verlag 1932 saniert hatte. Der Umschlag zeigt ein verliebtes Pärchen, sie in Seidenstrümpfen, er mit Blume, Hut und roter Fliege, auf der Bank neben ihnen ein

Vögelchen, welches rororo trällert. Nun, dem heutigen Leser scheint dieses Bild zu idyllisch zu sein, zumal, wenn man den Text kennt. Nichts erinnert an den Pinneberg und das Lämmchen, welche wir kennen. Wir wissen, dass das Cover nicht dem Inhalt entspricht. Wollte hier das Grafikerpaar eine sehnsuchtsvolle Idylle für den Leser projizieren? Liebe, Harmonie inmitten der 1950er Trümmerlandschaften in Deutschland?

Nach dem Schreiben dieser Sätze las ich Elke Heidenreichs Interpretation des Covers. Sie sieht es ähnlich wie ich. „Also legte ich genau die Hälfte meines Taschengeldes auf den Tisch – 1,50 DM – und kaufte mein erstes Buch. Ich glaube, es wurde in eine Papiertüte gesteckt. Es war ein unbeschreibliches Gefühl!“⁴ Es scheint ihnen gelungen, den Leser, auch Elke Heidenreich, zu verführen. Oder war es doch der Text? Das 184. Tausend vom April 1956 zeigt übrigens ein überarbeitetes Bild, jetzt im Stil der Mittfünfziger. Doch genug der



„Wolf unter Wölfen“, Erstausgabe
November 1952 Sammlung Lutz Dettmann



„Damals bei uns daheim“, Erstausgabe
Januar 1955 Sammlung Lutz Dettmann



„Heute bei uns zu Haus“, Erstausgabe
September 1957 Sammlung Lutz Dettmann

Kritik. Schon der zweite Band der neuen Reihe hat diese Idylle abgestreift. Auf Graham Greenes *Im Abgrund des Lebens* sehen wir eine Frau, den Blick verzweifelt, im oder am Wasser liegend (Was wird sie tun?). Als ich das Buch vor einigen Monaten auf einem Trödelmarkt entdeckte, nahm mich der Blick der verzweifelt Frau sofort gefangen. So wird es manchem Leser gegangen sein.

Stillschweigend wurden die Verträge zwischen Rowohlt und dem Gestalterpaar Jahr für Jahr verlängert. Aus gutem Grund, denn die Auflagenzahlen zeigten, dass sie mit Gisela Pferdmeiges und Karl Gröning jr. DIE Gestalter ihrer Reihe gewonnen hatten. „Gisela und Karl verleihen der Reihe ein modernes Auftreten, gleichgültig ob die einzelnen Bände diese Modernität einlösen oder nicht. Durch ihre Gestaltungskunst überdecken sie, dass die rororos inhaltlich das gesamte Spektrum der in den 1950er Jahren eingenommenen Positionen und Werte vertreten; denn die Menschen im

Deutschland des Wiederaufbaus wollen sowohl von verlässlichen, altbewährten, als auch von neuen Idealen angesprochen werden.“⁴⁵ Eines dieser neuen Ideale ist das Fernweh der Deutschen. Da wird „geschmolt“, „Bella Italia“ besungen. Ich möchte hier nur an Rudi Schurickes *Caprifischer* erinnern. Wer nicht in die Ferne reisen kann, holt sich die Ferne ins Wohnzimmer, auch in das Bücherregal. Das Rowohlt-Grafikerpaar hilft dabei. Da wird mit Farben, Motiven und Stilen oder symbolhafter Gestaltung gearbeitet. Ein Beispiel für die Symbolik: Falladas *Blechnapf* (Band 55). Im Hintergrund das rote Gebäude eines Zuchthauses mit weit geöffneten Türen, die dem Betrachter die Freiheit des Entlassenen suggerieren, aber doch eine Täuschung sind, denn der Weg führt im Kreis, die beiden blühenden Bäume signalisieren nur dem Umkehrpunkt, der Weg führt ohne Ausweg zurück durch die geöffneten Tore hinter die Mauern. Andere Einbände der Reihe sind in der Art japanischer Tuschezeichnungen

gehalten, einige erinnern auch an Urlaubsmotive. Der Einband von *Wolf unter Wölfen* (Band 67/68) zeigt die Eingangsszene in grauen Tönen, so die Stimmung der beschriebenen Zeit symbolisierend. Falladas Erinnerungsbände sind wie Kinderbücher gestaltet. Die beiden müssen mit einer Intensität gearbeitet haben, musste doch fast wöchentlich ein Bucheinband in nicht nachlassender Qualität gestaltet werden. Die Vielzahl der Techniken zeigen die hohe Qualität der Arbeiten des Künstlerpaares. Neben den rororo-Covern entstehen auch einzelne für die Rowohlt-Reihen *Rowohlts deutsche Enzyklopädie* und *Rowohlts Klassiker*. Auch Werbeplakate für Rowohlt und einige Lesezeichen. Und obwohl beide eng zusammenarbeiten, erkennt der grafisch geschulte Betrachter an einzelnen Umschlägen die federführende Hand. Giselas Cover sind oft von einer Leichtigkeit, die bei Karl fehlt. Seine Gesichter wirken oft holzschnittartig, ja mittelalterlich in der Technik, oft fotografisch oder wie

Popart. Giselas Frauen wirken modern, emanzipiert, sitzen am Steuer, flirten mit Männern und sind modisch gekleidet. Auch sie erfüllen das Wunschbild von Frauen, die gerne so wären wie jene auf dem Cover hinter dem Lenkrad des Sportwagens.

Die Jahre bei Rowohlt zählen zu den wirtschaftlich und gesellschaftlich erfolgreichsten Jahren des Grafikerpaares. 1956 kaufen sie die *Deichmühle* in Haseldorf in der Marsch, eine alte Backsteinmühle. Dieser Ort wird für die nächsten Jahre einer der gesellschaftlichen Treffpunkte der Hamburger Künstlerszene. Gustaf Gründgens, Elisabeth Flickenschildt, Inge Meysel, Axel Springer, um nur einige zu nennen. 1959 äußert der Verlag, dass die Reihen auch von anderen Künstlern gestaltet werden sollen. Darauf kündigt das Paar den Vertrag. In Zukunft wird Werner Rebhuhn über viele Jahre die Gesichter der *rororo* gestalten.

Nach der Rowohlt-Ära

Pferdmenges und Gröning jr. hatten bereits neben der Tätigkeit für den Rowohlt Verlag andere Projekte in Arbeit. So entstand eine Mappe mit 50 Bilderbögen über das Leben der Eskimos (nach neuen Forschungen bedeutet das Wort „Schneeschuhflechter“ und nicht „Rohfleischesser“), die als Lehrmittelkarten im Schulunterricht Verwendung fanden. Andere Themenbögen folgten, so über Eisenbahnen und Schiffe. Gröning jr. war für die technischen Details, seine Frau für das Figürliche zuständig. Bereits 1953 entwarf Karl Gröning jr. sein erstes farbig gestaltetes Titelblatt für das *Hamburger Abendblatt*. Ein Jahr später begann er dort mit der Arbeit als künstlerischer Berater und Redakteur, von Oktober 1961 bis 1974 lei-

tete er die Bildredaktion. Sein Sohn Manuel erinnert sich: „Mein Vater nahm einen Job beim *Hamburger Abendblatt* an. Zehn Jahre lang war er ‚Mädchen für alles‘. ‚Kuddl‘, wie mein Vater genannt wurde – musste jeden Morgen um sechs Uhr die Seite 1 fertig haben, *Kuddl* musste den Chef (Axel Springer) trösten, wenn Friede (Springer) zu hart mit ihm war. *Kuddl* wurde auch mal sauer – irgendein Chefredakteur wollte es partout besser wissen, und ärgerte meinen Vater so sehr, dass dieser einen Stuhl nach ihm warf und auch traf! Das ging rund! Seitdem wurde mein Vater von niemandem mehr geärgert.“⁶ Gisela Pferdmenges hatte auch eine enge künstlerische Beziehung zu Karl Gröning sen. 1960 gestalteten sie gemeinsam Moretos *Donna Diana* am Düsseldorfer Schauspielhaus. Der Schwiegervater war für das Bühnenbild zuständig, Gisela entwarf die Kostüme. Gisela und Karl gestalteten weitere Bücher. Gröning jr. fungierte ab 1978 als Herausgeber mehrerer, auch von ihm grafisch ausgestalteter Bücher zu christlichen und naturwissenschaftlichen Themen, so *Fürchtet Euch nicht* (Weihnachtsgeschichten) 1978 oder *Geschmückte Haut. Eine Kulturgeschichte* 1997. Auch Gisela Pferdmenges illustrierte weitere Bücher, so *Märchen von Andersen und Grimm* 1979 und Kalender. Sie starb am 4. April 1999 in Hamburg. Karl Gröning jr. folgte ihr am 3. November 2003. Dem Künstlerehepaar war zeitlebens bewusst, welche wichtige Rolle ihre Titel für den Erfolg der *rororo* Ernst Rowohlts gespielt hatten. Eine Wand in ihrer Wohnung war mit Buchcovern der Reihe gestaltet.

- 1 Heinrich Hauser: *Nitschewo Armada*. Hamburg, Stuttgart, Berlin, Baden-Baden: Rowohlt 1949, o. S.
- 2 Hans-Otto Hügel, Jan Schönfelder (Hrsg.): *1000 Augen ein Gesicht – Die Umschläge der Rororo-Taschenbücher von Gisela Pferdmenges und Karl Gröning jr.* Hildesheim, Universitätsverlag Hildesheim 2010, Seite 93.
- 3 Hermann Gieselbusch, Dirk Moldenhauer, Uwe Naumann, Michael Töteberg: *100 Jahre Rowohlt. Eine illustrierte Chronik*. Reinbek, Rowohlt 2008, Seite 176.
- 4 Gieselbusch, Moldenhauer, Naumann, Töteberg: Seite 178.
- 5 Hügel, Schönfelder: Seite 69.
- 6 ebenda, Seite 34.

Von Fridolin und anderem Getier

GUNNAR MÜLLER-WALDECK

Eine der interessantesten Kinder-Tiergeschichten von Hans Fallada – *Fridolin der freche Dachs*. Eine zwei- und vierbeinige Geschichte – entstand 1944 an einem der trübsten Orte von Mecklenburg-Strelitz, nämlich in der geschlossenen Abteilung der Landesheilanstalt Neustrelitz. Rudolf Ditzen alias Fallada hatte sich eine dreimonatige ‚Ruhigstellung‘ hinter festen Mauern eingehandelt, weil daheim im Dorf Carwitz (bei Feldberg) ein Streit mit seiner geschiedenen Ehefrau Anna eskaliert war: Der Schriftsteller hatte im Zornes- und Alkoholrausch mit einer Waffe in Richtung der Frau geschossen und war – ohne Zutun von Anna – über einen Polizeibericht staatsanwaltlich angeklagt und verhaftet worden. In der Anstalt konnte er mit Mühe den §51 (Unzurechnungsfähigkeit!) umschiffen und einer andauernden geschlossenen Unterbringung entgehen. Als er am 13. Dezember freikam und mit Billigung seiner geschiedenen Frau auf sein Anwesen zurückkehren durfte, führte er legale und illegale Manuskripte bei sich: Papier war ihm während der Haft zugestanden worden, um einen antisemitischen Text als Auftragsarbeit für das Propagandaministerium schreiben zu können, den sogenannten *Kutisker-Roman*, u. a. eine Art Alibi-Arbeit während der Haft. Wurde das Buch um einen „jüdischen“ Bankskandal der 20er Jahre überhaupt fertig? Fallada sprach kaum über das Vorhaben. Belegt sind seine Studien des Falles im Gerichtsarchiv. Er erwähnt zwar immer mal wieder eine schon fertiggestellte erhebliche Seitenzahl, ja,



Fridolin aus dem Hans-Fallada-Museum Foto: Stefan Knüppel

meldete Ende November 1944 sogar den Manuskript-Abschluss. Er ließ schon etliches in die Maschine tippen, vermeinte gelegentlich, den absurden Balanceakt zu bewältigen, „einen nichtantisemitischen antisemitischen Roman“¹ schreiben zu können, hatte beim Dresdener Heyne-Verlag wohlweislich aber die Manuskriptabgabe auf das Jahresende 1945 festgeschrieben. Das Bombardement auf Dresden (13.–15. Februar 1945), das auch den Verlag vernichtete, entthob den Verfasser weiterer ernsthafter oder taktischer Bemühungen um den Text. In der neuesten Fallada-Biografie formuliert Peter Walther: „Es ist nie eine Zeile davon aufgetaucht, Fallada wird sich selbst von dem fragwürdigen Projekt befreit haben.“²

Daneben schreibt er eine gefährlich-freimütige, ja selbstmörderische Abrechnung mit der Nazizeit (*Gefängnistagebuch 1944*, erstmals veröffentlicht 2009), verfasst in einer Minischrift, fast Geheimschrift, die Gestapospzialisten aber kaum Probleme

bereitet haben dürfte und zahlreiche todeswürdige Delikte enthielt. Ditzen/Fallada dreht die fertigen Manuskriptseiten, schreibt in die Zwischenräume und resümiert im Manuskript selbst: „Und dann kam es über mich, daß ich hier, ausgerechnet in diesem Haus, bewacht und belauert, mit diesen Aufzeichnungen beginnen mußte. So lange schon trug ich sie mit mir herum. Ich muß einfach. Und weiß, daß ich wahnsinnig bin. Ich gefährde nicht nur mein Leben, ich gefährde, wie ich immer mehr beim Weiterschreiben merke, das Leben vieler Menschen, von denen ich berichte. [...] Ist es nur Leichtfertigkeit? Oder handle ich unter einem unwiderstehlichen Zwang?“³ Entstanden ist die wohl schonungslose Bilanz des „Tausendjährigen Reiches“, die in Nazi-Deutschland je zu Papier gebracht wurde.

Dazu entstanden neben einigen Kurzgeschichten der *Trinker-Roman* als nicht minder schonungslose Selbstabrechnung und besagtes Kinderbuch, eine Weihnachtsgabe für die Tochter „Mücke“

(i. e. Lore, 1933-1951, d.V.). Sie war – nach dem Besuch der Carwitzer Dorfschule – im Interesse einer höheren Schulbildung 1942 an die Internatsschule in Potsdam-Hermannswerder geschickt worden, wo sie schlimmes Heimweh litt. Als 1944 die Bombenangriffe auf Berlin und Umgebung zunahmen, wurde Lore nach Carwitz zurückgeholt und im August ins Lyzeum Neustrelitz umgeschult. Zeitgenossen beschreiben sie als ein „zauberhaftes“ und „ein ganz besonderes Kind“ – auch wohl sanfter und besser lenkbar als der drei Jahre ältere Bruder Uli.

Der *Fridolin* nimmt eine Extra-Stellung ein unter den Kinder-geschichten des Autors, weil hier auf keine stilisierte, sondern auf die reale Familie Ditzen mit ihrem realen Anwesen in Carwitz angespielt wird und die drei Kinder mit ihren wirklichen Namen figurieren. Das Ganze geht wohl auf tatsächliche gemeinsame „Inspektionsgänge“ von Vater und Tochter bei den Mais-Feldern zurück, die zunehmend Dachschäden aufweisen. Vater Ditzen hatte sich seinerzeit – wie er im *Fridolin*-Text anmerkt – in *Brehms Tierleben* über das kleine Raubtier kundig gemacht, um für die „Abwehrkämpfe“ theoretisch gut gerüstet zu sein. Mais galt als Lieblingsspeise des Allesfressers. Ditzen war irgendwann auf die Idee gekommen, die Sache zu Literatur werden zu lassen. Offenbar in den Gefängnismonaten kam dann der Schreib-Entschluss, wobei die Privatheit der Geschichte sich damit erklärt, dass sie tatsächlich nicht veröffentlicht werden sollte: Sie war das geplante Weihnachtsgeschenk für die Tochter und wurde vom Autor/Vater, entlassen am 13. Dezember 1944, rasch noch abgetippt, so dass es mit dem Hinweis, erschienen im

(fiktiven) „Grüne Gurken Verlag“ noch pünktlich unter dem Weihnachtsbaum liegen konnte.

Der Text breitet den Lebenslauf des „Tunichtguts“ Fridolin aus und wird lebendig und dialogreich in munterem Perspektiv-Wechsel zwischen der Sicht des kleinen Raubtiers und jener der Ditzens erzählt, die als „Zweibeiner“ einen regelrechten „Zermürbungskrieg“ – einen vergeblichen – gegen den Mais-Räuber und -verwüster der Felder des kleinen Anwesens führen (Rudolf Ditzen war übrigens mit seinem Maisanbau Vorreiter im Dorf Carwitz!). Von der bewaldeten Halbinsel „Hullerbusch“ mit seinen in der empfindlichen Dachsnase widerlich riechenden Fuchsbauen siedelt der Dachs auf den „Baumwerder“ um, ein Inselchen (eigentlich „Bohnenwerder“) unweit des Carwitzer Hauses. Die Geschichte hat insgesamt wenig Beschauliches, sondern betont gleichnishaft die Härte des Daseins: Fridolins drei Geschwister gehen als Jungtiere grausam zugrunde. Beim ersten Frühlingsausflug im Teich ertrinkend, vom Uhu als Beute entführt, vom Hund blutig zerrissen (Man kann es nicht sanfter ausdrücken!). Der übriggebliebene Fridolin vertreibt – herangewachsen – ohne Federlesen die eigene Mutter aus dem Bau, obwohl gerade diese mit Umsicht und Liebe den letzten Sprössling sicher durch Kindheit und Jugend geleitet hatte. Kratzen, Wegbeißen, Sich-Wehren, Rücksichtslosigkeit, Einzelgängertum, Grämlichkeit – das ist dem Text eingeschrieben als Grundmaximen des Lebens: „Das Recht des Stärkeren gilt in der ganzen Tierwelt und ist überhaupt das höchste Gesetz allen Lebens“⁴ – so steht es da, wird nicht ironisiert, relativiert oder etwa nur der „Figurensprache“ des

Fridolin zugewiesen. Ein sozialdarwinistischer Zungenschlag? Oder heißt das: So die Tiere! Und ihr, Menschen? Hat der Autor dabei vielleicht auch an eigene rücksichtslose Eskapaden gedacht? Oder floss hier der düstere Hintergrund der Entstehungsumstände ein, der keine konfliktfrei-gemütvollen Tiermärchen zuließ, sondern alle Härten des Überlebenskampfes durchscheinen ließ. Das galt gleichermaßen für den Dachs wie für die verbissenen Bemühungen der Familie Ditzen, ihre Nahrungsgrundlage zu verteidigen.

Doch hier gilt es wohl, weiter auszugreifen und auch nach literarischen Anregungen zu fragen: Wer in dieser Zeit Tiergeschichten für Kinder verfertigte und noch dazu von früh an ein besessener Leser war, kam nicht an einem damaligen literarischen Magnetberg erster Größe vorbei, dem Werk des britischen Nobelpreisträgers Rudyard Kipling (1865–1937), dessen *Dschungelbuch* (1894/95. Erste dt. Übersetzung 1898) zum Welt-Bestseller avancierte. Die Fallada-Biografen erwähnen gelegentlich Defoes *Robinson*, Coopers *Lederstrumpf*-Romane und Karl Mays *Winnetou* als Jugendlektüre Ditzens, nicht aber Kipling. So erfahren wir erst durch die Briefausgabe des Fallada-Sohnes Ulrich Ditzen *Mein Vater und sein Sohn* (2004) nicht nur von der Affinität Falladas zum Schreiben des Engländer, sondern auch von seiner begeisterten Beschlagenheit in Sachen Kipling. Am 15. November 1941 schreibt er an den Sohn: „Es hat mich übrigens sehr gefreut, dass Du nun doch die Dschungelbücher gerne gelesen hast. Noch heute sind mir Mowgli und Rikki-Tikki-Tavi unvergessliche Gestalten, auch die weiße Robbe. Und dann all die herrlichen

Elefantengeschichten. Später wirst Du noch von Kipling ‚Kim‘ kennen lernen, auch einen Roman aus Indien, das ist ja wohl das schönste Buch von Kipling. *Fischerjungens* von ihm kennst Du wohl schon. Kipling ist zwar ein echter Engländer, und die Deutschen kann er ganz und garnicht ausstehen, aber ein paar sehr schöne Bücher hat er darum doch geschrieben.“⁵ Und, so fügen wir hinzu, das „Gesetz des Dschungels“ formuliert. So lesen wir bei ihm: Dies sind die Gesetze des Dschungels / so alt und klar wie das Licht; / Der Wolf, der sie hält, wird gedeihen, / und sterben der Wolf, der sie bricht!“⁶

In diesem Sinne ist es sicher nicht übertrieben, Kipling zu den Paten dieser Falladaschen Tiergeschichte zu zählen: Fridolin, der unbesiegbare Held des bescheidenen Dschungels um Carwitz. Dabei ist der Ton leiser Ironie, auch der Selbstironie des Vaters Ditzen (etwa angesichts der andauernden Niederlage im Kampf gegen den Mais-Verderber) nicht zu überhören. Insofern ist Fridolin gegenüber den stolzen und vermenschlichten Kipling-schen Dschungelgeschöpfen Elefant, Wolf, Bär, weiße Robbe und Kinderheld Mowgli, von denen der Autor mit einem gewissen Pathos spricht, so etwas wie ein „Anti-held“: Er ist krummbeinig, kurz-sichtig, mürrisch, „kriminell“ und – ein Genießer, der frisst, schläft, sich dann und wann mit seinem vollgefressenen „Trommelbauch“ vor dem Bau in der Sonne räkelt.

Auch die beschenkte Tochter Lore (genannt Mücke), damals elf-jährig, wird vom Vater in warmerherzigem Ton geneckt: „Das Mädchen Mücke war ein furchtbar braves Kind, wie es sie sonst eigentlich nur in den Märchenbüchern, in denen alles gelogen ist, gibt. Es

war immer übergelukkig, wenn es für seine Mutter einen Gang tun oder etwas arbeiten konnte und so sagte es auch diesmal: ‚Liebe Mummi, das ist ja großartig, daß ich etwas für dich tun kann! Am liebsten würde ich ja bis Neustrelitz barfuß über spitze Steine laufen, um den Achim [d.i. der kleine vierjährige Bruder] zu suchen. Ich werde ihn aber wohl leider schon im Unterdorfe finden.‘“ (501) Sie war es übrigens, die dem Grimbart den Namen ‚Fridolin‘ verpasst hatte und der belese Erzähler-Vater spielt denn auch sofort auf den „treuen Knecht Fridolin“ aus Schillers *Der Gang nach dem Eisenhammer* an. Das musste er, der Nicht-Abiturient ein wenig bildungsstolz wohl doch noch anmerken. Wollen wir hoffen, dass der Vater damals nicht die Tochter mit der blutrünstigen Ballade konfrontiert hat.

Im Dachs-Buch ist Mücke zunächst mit dem älteren Bruder Uli unbedingte Verbündete im Familienkrieg gegen den maisfressenden Unhold – bis sie das *friedliche* Tier (Fridolin mit ‚e‘ – wie sie den Namen deshalb gern geschrieben hätte!) eines Tages heimlich beim Sonnenbaden vor dem Bau beobachten kann und den „putzigen kleinen Kerl“ erstmals sieht. Ob ihrer Weichherzigkeit im Familienkreis ohnehin öfter gehänselt, erklärt sie dann fast feierlich, im Krieg gegen das Tierchen nicht weiter mittun zu wollen. (543)

Erst ein Jahr später (1944) sind die Maisverluste so erheblich, dass Mücke sich wieder mit der Familienfehde solidarisch erklärt und „der Jagdaufseher Friesicke“ (auch er wie andere Dörfler erscheint unter wirklichem Namen!) per Flinte dem Spuk ein Ende bereiten soll. Fridolin entwischt, und das freute insgeheim wohl alle Ditzens – ein-

schließlich Tochter und Vater – wie wohl auch die späteren Leser des schließlich doch gedruckten Kinderbuches, denn der Tod des „Frechdachs“ wäre wohl doch kein schöner Schluss der Tier-Erzählung geworden.

An dieser Stelle soll eine makabre Episode am Ende der Geschichte nicht unerwähnt bleiben: Nachdem der gut bewaffnete Jagdaufseher die Szene erfolglos wieder verlassen hatte, greift Vater Ditzen noch einmal selbst in den Kampf ein, weil Tellereisen und andere Raffinessen nicht fruchteten. Er lädt sein altes Terzerol (Fallada: „... das ist so eine Art einschüssige Pistole mit langem Lauf, in den man eine Schrotpatrone schiebt“) und feuert mitten hinein in Fridolins Mais-Raschelei – auch das vergebens: „der Krieg gegen Fridolin, den frechen Dachs, war auch in diesem Jahre wieder erfolglos verlaufen“ (580) resümiert der Erzähler und flunkert mit dem nächsten Satz über den ehelichen Tiefpunkt hinweg: „Und dann wurde der Vater auch noch krank; er ging von Carwitz fort in ein Krankenhaus und kam erst im Winter wieder heim.“ (Ebd.) Dass dies eine regelrechte Haftzeit war, teilt er der Tochter verständlicherweise nicht mit. Und auch nicht, dass das corpus delicti ebenjenes Terzerol war, das die Wendung im Dachs-Krieg nicht hat erzwingen können. Wir wissen: Er soll im Ehestreit am 28. August 1944 damit hantiert haben. Anna Ditzen hatte ihm die Waffe entwunden und in hohem Bogen in den See am Anwesen befördert, wo sie denn noch heute vor sich hin rotten dürfte. Was mochte Ditzen veranlasst haben, dem inzwischen „entsorgten“ heiklen Requisit im Fridolin-Text noch einen literarischen Auftritt zu verschaffen? War es wieder

eine Art Zwangshandlung, ähnlich jener im *Gefängnistagebuch 1944* (s. o.)? Sicher dürfte sein, dass allein das Wort „Terzerol“ (in Falladas/Ditzens Polizeiverhören sicher ausgiebig genannt!) von ihm nicht mehr „erinnerungsfrei“ benutzt werden konnte.

Auch ein unmittelbares Echo der mit der Tiergeschichte beschenkten Tochter Mücke lässt sich schon lange nicht mehr erfahren: Sie verstarb 17jährig am 5. Juli 1951 mangels Antibiotika an einer verschleppten Sepsis.

Das Weihnachtsfest nach Ditzens Neustrelitzer Haft 1944 verlief zunächst harmonisch und führte zu einer Versöhnung der ehemaligen Ehepartner, am zweiten Feiertag brach Rudolf Ditzen mit der Zusicherung nach Feldberg auf, seiner Geliebten, der jungen Unternehmerwitwe Ursula Losch, den Laufpass zu geben und – bleibt auf Nimmerwiedersehen weg, ja, verlobt sich bald darauf mit der jungen Frau. Bei der geschiedenen Ehefrau in Carwitz hinterbleiben seine drei Kinder und seine kränkelnde Mutter Elisabeth Ditzen (1868–1951), seit 1937 Witwe des Reichsgerichtsrates Ditzen.

Wie eine nachgeschobene Rechtfertigung klingt es, wenn er sich in einem Brief „beschwert“, dass seine Frau seine zahlreichen „Frauengeschichten“ nicht mehr akzeptiere. „Plötzlich war ihr unerträglich, was durch 15 Jahre ertragen worden war.“ Eine merkwürdig-verquere Sicht. Dass er seine Kinder nicht verlieren wollte, steht auf einem anderen Blatt. „Kinder, das ist man selbst, multipliziert mit einer unbekanntenen Größe, eine rätselhafte Spiegelung, die bleibt!“

Das Fridolin-Geschenk an Lore begleitet er mit dem kurzen Nachwort: „Ich habe dir ein Buch vom Leben ‚unseres‘ Dachses verspro-

chen, und hier hast du es nun. Aber ich gebe zu, daß dieses Buch nicht ganz befriedigen kann; dafür schweigt es sich über Weiterleben und Tod des Dachses Fridolin viel zu sehr aus. Aber was sollte ich tun, liebe Mücke? Ich durfte doch in einem solchen Buch, wo jedes Wort buchstäblich wahr und richtig ist, nicht schwindeln?! Und die Wahrheit ist nun leider, daß unser Dachs noch immer lebt.“ (582)

Die Wahrheit ist auch, dass Fallada die Geschichte nicht einfach ‚aus sich heraus‘ oder nur unter Rückgriff auf familiäre Carwitzer Dachserlebnisse zu Papier brachte, sondern auch hier eine Lektüeranregung über die Kipling-Texte hinaus nutzte. Der Hinweis auf eine andere Quelle, die offenbar unmittelbare ‚Initialzündung‘ war für das besagte Versprechen, ähnliches für die Tochter um die gemeinsamen Dachserlebnisse zu schreiben, ist Falladas ältestem Sohn Ulrich Ditzen zu verdanken. Es ist der Band *Ingo* aus Ditzens eigenem Besitz, den er der Tochter gewissermaßen zur Versüßung ihres schulischen Neubeginns in Neustrelitz überreichte und mit der väterlichen Widmung versah: „Der Mücke, der Lyceistin, zum Tage ihres Einzugs in Neustrelitz, den 2. August 1944. Der Vater Ditzen, Carwitz d. 2.8.44“.⁷ Der Band (nach dem frühen Tode von Lore aus dem Erbe der Mutter an ihn gefallen), den Uli Ditzen dankenswerterweise zur Verfügung stellte ist eine Foto-Textreportage des Walter von Sanden (R. Wunderlich-Verlag Tübingen, 1939) über kuriose Erlebnisse seiner Familie mit einem zahmen Fischotter.

Von Sanden (1888–1972) war bis 1945 ostpreußischer Gutsherr, emsiger Naturforscher, Fotograf und Schriftsteller. Instruktiv ist, wie Fallada Anregungen seinem eige-

nen Schreiben einverleibt. Jedenfalls leih bereits der *Ingo*-Verfasser dem Fischotter eine menschliche Stimme, beschreibt wie später Fallada Beobachtungen und Reflexionen des Tieres, das sich allerdings zum treuen Hausgenossen des Ehepaars entwickelt, um – heran-gewachsen – eines Tages wieder in die freie Natur zurückzukehren. Der Band enthält – anders als bei Fallada – keine schicksalhaft-düsteren Komponenten, sondern strahlt Harmonie, Freude und ein wenig heile Familie aus, die Dialoge zwischen Tier und Mensch sind gegenseitige Vertrauens-Versicherungen. Das Ehepaar Sanden betont: Am Futter wird es nicht fehlen, Fische kommen zuverlässig per Handfütterung – verbunden mit kleinen Dressurleistungen – und Ingo seinerseits – bald schon an Freilandhaltung gewöhnt – merkt an: „wenn ich doch einmal fortbleibe, dann hat das seine Gründe, und ich komme wieder, sobald es eben geht.“⁸ Zugleich achten die Naturfreunde darauf, dass das Tier nicht allzu menschenfixiert wird und später wieder wild leben kann. Falladas Fridolin hingegen wird zur literarischen Gestalt und mit einem eigenen, ungleich reicheren Charakter-Profil ausgestattet, mit einem herberen Schicksal, einer spannenderen Handlung verwoben und einer köstlichen Naivität, mit der er seine „kriminellen“ Aktionen als sein gutes Naturrecht empfindet. Versöhnliche Interaktionen zwischen Mensch und Tier sind nicht vorgesehen, zwei ‚feindliche Welten‘ stehen sich gegenüber.

„Alles in meinem Leben wird zu einem Buche“ – so unterstrich Fallada öfter sein Schaffensprinzip. Und dazu gehörten natürlich nicht nur Menschen-Begegnungen, sondern auch literarische Anre-

gungen und Übernahmen: Fallada – ein guter Futterverwerter – auch von Lesefrüchten! Und solches gehörte durchaus zu seinem Handwerk. Dass er sich in der Zeit der Ideenfindung für eine Dachsgeschichte (lange vor der Haft!) auch auf dem Buchhandelsmarkt im beliebten Genre Tiergeschichten für Kinder umgetan hat, ist nicht belegbar, aber wahrscheinlich – zumal entsprechende Hinweise von ihm bekannten Verlegern rasch zu bekommen gewesen wären. So gab es mit Otto Koke (1909–1966), einen Förster und Jagdschriftsteller, der 1942/43 gleich mit zwei Dachs-Büchern – eines davon im Franz Schneider Verlag Berlin/Grünwald – aufwartete: *Familie Frechdachs*, in dem der Förster

mit den zwei Kindern Maiken und Heiko, seiner Tochter und ihrem Cousin, eine Dachsfamilie beobachtet und diese vor einem wildernden Hund schützt. Die zweite erschien unter dem Titel *Die Grimmbarts. Leben und Schicksal einer Däxsin und ihrer Sippe* im christlichen Verlag Matthias Grünwald in Mainz (politische Zwangsschließung 1944).

Hans Fallada ist am 5. Februar 1947 in Berlin verstorben. *Fridolin* ist sein letzter Text für Kinder geblieben. Er wurde auf Anregung der Familie erstmals 1954 im Aufbau-Verlag Berlin veröffentlicht und seither in unterschiedlicher Aufmachung immer wieder aufgelegt.

Der Text ist ein leicht veränderter Nachdruck aus der Zeitschrift „Sinn und Form. Beiträge zur Literatur“ (Heft 3/2024). Wir danken für die freundliche Genehmigung.

- 1 Walther, Peter: *Hans Fallada. Die Biographie*. Berlin: Aufbau 2017, S. 343.
- 2 Ebd., S. 360.
- 3 Fallada, Hans: *In einem anderen Land. Gefängnistagebuch 1944*. Hg. von Jenny Williams und Sabine Lange. Berlin: Aufbau 2009, S. 149.
- 4 Fallada, Hans: *Fridolin, der freche Dachs*. In: *Hans Fallada. Ausgewählte Werke in Einzelausgaben IX*. Hg. Von Günter Caspar. Märchen und Geschichten. Berlin und Weimar: Aufbau 1986, S. 459-581; hier S. 477. – Im Folgenden erscheinen die Seitenangaben hinter dem Zitat.
- 5 Brief vom 15.11.1941 aus: *Hans Fallada/Uli Ditzgen: Mein Vater und sein Sohn*. Berlin 2004.
- 6 Vgl. Kipling, Rudyard: *Das neue Dschungelbuch. Übersetzung des Originals von 1895 durch Peter Torberg*. Fischer Taschenbuchverlag 1996.
- 7 Walter von Sanden: *Ingo*. Wunderlich-Verlag Tübingen 1939.
- 8 Ebd.

Hans Falladas Werk auf der Bühne – Eine Spurensuche, Teil 2

Der Startschuss 1972 und ein fulminanter Siegeszug

JOHANNES MATTHIAS
SCHLÄPFER-WOCHNER

Die Akzeptanz der dramatisierten Werke Falladas setzt mit Peter Zadeks (1926–2009) Intendanz im Schauspielhaus Bochum 1972 (bis 1977) ein. Er und sein Team sollen sehr lange darüber nachgedacht haben, mit welchem Stück sie starten wollten. Es habe unendlich viele Diskussionen gegeben, aber keine neuen Stücke, die Zadek interessierten. Die ganze Serie von Stücken über soziale Probleme damals habe ihn nicht begeistert. Sie hätten ein großes Stück gebraucht, zeitgenössische Texte oder Autoren, jedoch keine gefunden. Belehrende deutsche Autoren seien

ihm auf die Nerven gegangen, er wollte etwas machen, das mit Bochum, dem Ruhrgebiet, hätte zu tun haben können. In dem Zusammenhang habe er vieles gelesen, mit alldem aber nichts anfangen können. Und da er gerade Falladas Roman *Kleiner Mann – was nun?* gelesen habe, sei er, obwohl er so etwas vorher noch nicht gemacht habe, auf die Idee gekommen, diesen Roman zu nehmen und daraus eine politische Revue über die soziale Krise der 20er-Jahre und den heraufkommenden Nationalsozialismus zu machen. Tankred Dorst (1925–2017) sei einverstanden gewesen, den Roman als Stück zu bearbeiten.¹ Das Stammpublikum des Bochumer Schauspielhauses soll

seinen Augen nicht getraut haben, als sich der neue Intendant mit seiner Revue *Kleiner Mann – was nun?* vorgestellt habe. Nach Zadek waren die 1970er-Jahre nicht nur für ihn eine ganz wilde Zeit, sondern auch für das Publikum, für die Kritiker und für das deutsche Theater.² Damit etablierte sich in der nordrhein-westfälischen Großstadt jene Theaterform, in der nach Meinung von Rezensenten die Idee des Regisseurs einen großen, möglicherweise zu großen Einfluss auf die Darbietung hat. Wie dem auch sei, mit seiner Inszenierung feierte Zadek einen rauschenden Erfolg, das Schauspielhaus Bochum wurde das „Kleiner-Mann-was-nun-Theater“ genannt.



Programmheft zur Aufführung am Leipziger Theater; die Premiere fand am 28. Juni 1979 statt © Axel Pfefferkorn

In der Folge wurde das Stück an über vierzig weiteren Bühnen aufgeführt, darunter als Schweizer Erstaufführung am 3. März 1979 im Stadttheater Bern, inszeniert von Siegfried Meisner (1926–2001). Dazu ist in der Tageszeitung *Der Bund* zu lesen: „Eine Mischung von Dreissigerjahre-Nostalgie, Sozialkritik, Sentimentalität und politischem Lehrstück von Sprechtheater, Gesang, Musik, Tanz und optischem Flitterglanz stellte die ‚Schauspiel-Revue‘ dar, die der deutsche Dramatiker Tankred Dorst und der deutsche Regisseur Peter Zadek nach dem berühmten Roman *Kleiner Mann – was nun?* des deutschen Schriftstellers Hans Fallada 1972 zur Neueröffnung der Städtischen Bühnen Bochum schufen und die nun in Bern die Schweizer Erstaufführung erlebt hat. Das Melange aus Süßem und Saurem und Bitterem mundet nicht schlecht, im Gegenteil, der Beifall an der Premiere war darum immer wieder lebhaft und gross; man schlürft mit Genuss das Armeleutesüppchen aus den Jahren der grossen Krise und Arbeitslosigkeit, das nun, fast fünfzig Jahre später,

mit Rahm und Raffinement aufgekocht und neu serviert wird. (Und doch, man erlaube mir diesen ganz persönlichen Eindruck anzumerken – so ganz ohne Missbehagen löffelte ich das Gericht nicht: Auf einmal geben jene Jahre, die stracks in die Katastrophe führten, unterhaltsamen Revuestoff ab, wie ja schon im Film ‚Cabaret‘: Ob man damit die Verhältnisse nicht in allzu harmloses, verklärendes, versüssendes Licht rückt, auch wenn man’s im Grunde anders meint?) [...] Das Reizvolle, Sympathische an dieser für Berns Musentempel so ungewohnten Darbietung ist nicht zuletzt vielleicht, dass sie zwar wohl gelungen ist, aber doch ohne die Glätte der Perfektion erscheint: Ihr blieb ein Rest von reizvollem Tingeltangel und billigem Kneipenvergnügen.“³

Aus Tankred Dorsts Schatten

Die erste Inszenierung von *Kleiner Mann – was nun?* nach einer anderen Textvorlage als jener von Tankred Dorst fand zum hundertsten Geburtstag Hans Falladas am 11. September 1993 im Städtischen Theater Chemnitz statt. Autor war

Helmut Bez (1930–2019). Seine Bühnenbearbeitung unter der Regie von Hartwig Albiro (* 1931) soll unaufdringlich, aber unübersehbar aktuelle Erfahrungen eingebracht und die Gefährdung und die Verführbarkeit des kleinen Mannes betont haben.⁴ In Bez’ Bühnenwerk kommt Jachmann eine besondere Stellung zu. Er wendet sich zu Beginn des Schauspiels mit einem kurzen Prolog direkt ans Publikum: „Mein Name ist Jachmann. Wie Sie mich so vor sich sehen, so in Schale comme il faut und dernier cri, so hat es mich heute früh um sechs noch gar nicht gegeben. Ich habe einen Onkel, der pflegte zu sagen: Setzt mich nackt aus auf dem Markplatz von *** oder *** oder im finstersten Wald, am nächsten Morgen seht ihr mich in Schale bei Kempinski frühstücken. Die Sache ist ganz einfach. Man muß nur die Wege kennen, die zum Ziel führen, und darf sich nicht scheuen, sie zu gehen. Oder zu BESCHREITEN. Diese Formulierung für die, die gern etwas höher hinauswollen. Bildungsmäßig. Für die, die was auf sich halten. Oder von sich. Der Rede Sinn: Das Leben stellt einen vor gewisse Tatsachen, und denen muß man sich stellen, SO ODER SO. Gewisse Tatsachen, sagte ich. Ich denke da an einen gewissen Johannes Pinneberg. Pinneberg, jawohl, Sie haben richtig gehört. Gewisse Tatsachen auf der einen Seite – Johannes Pinneberg auf der anderen. Leute, die Sache ist es wert, daß wir darüber reden.“⁵ In sieben weiteren Monologen kommentiert Jachmann das Geschehen. Seine Auftritte außerhalb des eigentlichen Handlungsverlaufs erinnern an die Desillusionierung des epischen Theaters.

Auf die Bearbeitung von Johanna Schall (* 1958), Enkelin von Bertolt Brecht und Helene Weigel,

und Esther Slevogt (*1961) wird an dieser Stelle nicht weiter eingegangen und es sei auf Eveline Kesslers Artikel im *Hans Fallada Handbuch* von 2019 hingewiesen.

Gil Mehmert (*1965), der seit 2003 als Professor im Studiengang Musical an der Essener Folkwang-Universität der Künste lehrt, studierte zunächst Musik in Köln und absolvierte anschließend den Regiestudiengang bei August Everding (1928–1999) an der Musikhochschule München. Er inszenierte an zahlreichen renommierten Bühnen, so in Berlin, Bochum, Hamburg, Leipzig, München, Zürich und Wien. Zu seinen Arbeiten gehören insbesondere Bühnen-Bearbeitungen von Filmstoffen, aufwendige Open-Air-Produktionen wie die jeweils von ZDF bzw. WDR live übertragene Eröffnungsshow und das Finale der *RUHR.2010* sowie zahlreiche Musicals.

Am 20. April 2004 feierte seine mit Volker Bürger zusammen erarbeitete Bühnenfassung von *Kleiner Mann – was nun?* im Münchner Volkstheater Premiere. In ihrem Kommentar zur Inszenierung meinte Sabine Leucht, dass sie nicht die beste Gelegenheit war, um einen großartigen Regisseur vorzustellen, der die ganz große Karriere noch nicht gemacht habe.⁶ Man merke, dass Mehmert vom Musical komme. Weit euphorischer äußert sich fünf Jahre später Lutz Wendler zur temporeichen Zweistunden-Revue, die als Koproduktion mit dem Nationaltheater Mannheim und dem Theater am Kurfürstendamm Berlin am 8. März 2009 im Altonaer Theater Premiere hatte: „Zugabe zu einer Inszenierung wie aus einem Guss sind kleine Highlights wie das Nachspielen eines Films, der das Thema des Stücks ironisch spiegelt, sowie kleine Gags wie die anhaltende

nächtliche Ruhestörung des Babys, das in den höchsten Tönen der Hammond-Orgel nervt. Fazit: Lauter Krisengewinner an diesem Abend.“⁷ Mehmerts Bearbeitung wurde 2010 auch im Theater am Kurfürstendamm Berlin, 2012 am Eduard-von-Winterstein-Theater Annaberg-Buchholz und 2014 im Schleswig-Holsteinischen Landestheater Rendsburg aufgeführt.

Mit dem belgischen Theaterregisseur Luk Perceval (*1957) trat ein Mann in Erscheinung, der sich gleich dreier Romanstoffe Falladas annahm und sie auf die Bühne brachte. In den Münchner Kammerspielen sorgten er und ein glänzendes Ensemble am 25. April 2009 dafür, „daß Falladas Roman ‚Kleiner Mann, was nun?‘ um eine Liebe, die größer ist als der entmenslichte Wirtschaftswanderzirkus, nicht auf den Fettaugen des Kitsches ausgleitet.“⁸ Perceval stieß mit seiner Inszenierung bei den Kritikern mit wenigen Ausnahmen auf große Gegenliebe. In den folgenden Jahren wurde das Stück auch im Theater Augsburg (2015), im Zimmertheater Tübingen (2018), im Staatstheater Braun-

schweig (2020), im Theater Bonn (2022) sowie im Theater Kiel (2022) gegeben.

Percevals zweite Beschäftigung mit der sozialen Sachlichkeit Falladas feierte am 13. Oktober 2012 mit *Jeder stirbt für sich allein* Premiere im Thalia Theater Hamburg, wo er von der Saison 2009/2010 bis 2017/2018 Leitender Regisseur war. Das Stück löste fast ausnahmslos wohlwollende bis begeisterte Resonanz aus. So war im *Hamburger Abendblatt* zu lesen: „Am Ende vergisst das Leben die Toten und geht weiter seinen Gang, aber es ist nach diesem David-gegen-Goliath-Akt nicht mehr dasselbe. Genau darin steckt die Sprengkraft dieses Romans und dieses grandiosen Theaterabends.“⁹ und vier Tage später in der Wochenzeitung *Die Zeit*: „Angst und Liebe sind die großen Kräfte in diesem Stück. Dem Regisseur Luk Perceval ist ein Kunststück gelungen: Er hat das Gleichgewicht zwischen beiden Kräften hergestellt, sodass man beim Zuschauen von beiden ergriffen wird und an beide glaubt. Aber an die Liebe ein bisschen mehr.“¹⁰ Nach derselben Textvorlage inszenierte Schirin Khodadadian das Stück am Stadttheater Konstanz. Mir persönlich hat die Aufführung ausgesprochen gut gefallen und bleibende Eindrücke hinterlassen.

2017 führte Perceval wiederum im Thalia Theater Hamburg die gemeinsam mit Christina Bellinggen (*1980) geschriebene Bühnenfassung von *Wer einmal aus dem Blechnapf frisst* auf. Wurden *Kleiner Mann – was nun?* und *Jeder stirbt für sich allein* von der Kritik gefeiert und auch zum Berliner Theatertreffen eingeladen, fielen die Rezensionen zu dieser Dramatisierung etwas verhaltener aus. So meinte Hubert Spiegel in der *Frankfurter Allgemeinen*, dass der



Programmheft des ThaliaTheaters Hamburg; die Premiere fand am 13. Oktober 2012 statt © Thalia Theater

Regisseur den Roman als Tragödie der Hilflosigkeit inszenierte, die er mit grotesken Elementen immer wieder ins Komödiantische wende. Das sei mehr als überzeugend, solange das Groteske seinen bedrohlichen Unterton bewahre, und scheitere einige Male, wenn der Klamauk seine Eigendynamik entwickle.¹¹ Dezidiert äußerte sich Monika Nellissen; „Am Thalia Theater hat sich Regisseur Luc [sic] Perceval erneut der Bühnenadaptation eines Fallada-Romans gewidmet: ‚Wer einmal aus dem Blechnapf frisst‘. Dieses Mal jedoch mit durchwachsenem Erfolg. Das ungemein spielfreudige Ensemble wurde bejubelt, Perceval eher respektvoll verhalten applaudiert.“¹²

Und er hat es wieder getan. In einer Pressemitteilung verkündete das Thalia Theater Hamburg am 14. April 2023, dass Perceval nach längerer Pause an die Spielstätte am Alstertor zurückkehre, um gemeinsam mit dem Ensemble und einer Adaption von *Wolf unter Wölfen* seine Beschäftigung mit Fallada fortzusetzen. Die Kritiken zur Premiere am 18. Januar 2024 fielen insgesamt verhalten aus. So wurde beispielsweise der fehlende Bezug zur Gegenwart bemängelt,¹³ oder dass sich „Percevals Versuch, mit Mitteln des Theaters dem Riesenroman beizukommen, leider zu oft in einer ewig rotierenden Drehbühne, in viel Geschrei und in den frei improvisierten Klängen zweier Bühnenmusiker, die an den Nerven des Publikums zerren, erschöpft.“¹⁴ Der Kulturjournalist Falk Schreiber meint abschließend: „Perceval also hat *Wolf unter Wölfen* ins kluge, geschichtsbewusste Entertainment inszeniert. Nicht der schlechteste Zugriff, auch wenn man angesichts der Rechtsdrift in den aktuellen Gesellschaften Europas vielleicht ein bisschen mehr Hal-



Programmleoporello des Schauspielhauses Hamburg; die Premiere fand am 18. April 2009 statt © Kerstin Schomburg

tung und ein bisschen weniger Unterhaltung gewünscht hätte.“¹⁵

Von einem klassischen Misserfolg ist bei Daniel Wahls Bühnenfassung desselben Romans zu sprechen, die der Schweizer Regisseur (*1966) acht Jahre zuvor im Schauspielhaus Hamburg inszenierte. So wurde bemängelt, dass ihm Falladas Sozialdrama ins Historische entschwunden sei, statt im Jetzt vergegenwärtigt zu werden. Es gebe nicht viel zu sagen, das für die seltsam biedere Aufführung spreche, die treu und brav der Chronologie von Falladas Roman folge, nach etwa drei Stunden hätten viele gähnende Zuschauer dagesehen.

Am härtesten ging Till Briegleb mit dem Theatermacher ins Gericht: „Es lohnt wirklich nicht besonders, auf diese Regie detailliert einzugehen, die vorab den Anspruch formulierte, Hans Falladas in Romanform gebrachte Gefängnis- und Resozialisierungserlebnisse aus den Dreißigern in die Gegenwart zu transformieren, dann aber in Form eines schlechten Jugendromans des 19. Jahrhunderts

langatmigst und komplett inspirationsfrei über drei Stunden total banale Erzählfragmente umständlich aneinanderreichte. Was sich aber zu fragen lohnt, ist, warum diese Inszenierung, die noch weit unter dem biederen Mittelmaß rangiert, das man sonst am Schauspielhaus unter der Intendanz von Friedrich Schirmer gewohnt ist, so überhaupt stattfinden konnte.“¹⁶ Bei so viel Kritik verwundert es nicht, dass sich Wahl bei der Premiere auch Buhrufe gefallen lassen musste, was nach dem Schweizer Schriftsteller und Dramatiker Hansjörg Schneider die wunderbar handfeste Eigenart des Theaters sei, wohingegen ein Roman ins Leere hineingeschrieben werde.¹⁷

Mehr Erfolg war Michael Thalheimer (*1965) und Sibylle Baschung (*1972) beschieden, als sie am 12. Januar 2013 im Schauspiel Frankfurt mit *Kleiner Mann – was nun?* Premiere feierten und mit ihrer Inszenierung mehrheitlich auf große Zustimmung stießen. Neben der schauspielerischen Leistung wurde vor allem gelobt, wie Text und Bühne stark reduziert waren. Esther Boldt schrieb: „In ihrer nur zweistündigen Bühnenfassung haben Thalheimer und Chefdramaturgin Sibylle Baschung den Roman geschickt auf Schlüsselszenen zusammengestrichen und ganz auf das Drama der drohenden Arbeitslosigkeit konzentriert.“¹⁸ Die Inszenierung zog das Publikum in ihren Bann und zeigte, was Theater immer wieder ausmacht. Dementsprechend fiel der Applaus aus. Thalheimers und Baschungs Fassung wurde im selben Jahr am Landestheater Detmold, 2022 am Ohnsorg Theater Hamburg und ein Jahr darauf am Theater Erlangen aufgeführt. Zu diesen Inszenierungen fiel die Kritik verhalten aus.



Programmfaltplakat des Theaters am Bahnhof in Reinach; die Premiere fand am 2. März 2018 statt © TaB

Eine weitere Adaption zu Falladas Welterfolg stammt vom deutsch-türkischen Filmemacher, Theaterautor und -regisseur Hakan Savaş Mican (* 1978). Sie wurde am 15. Januar 2016 am Maxim Gorki Theater Berlin uraufgeführt und 2017 als Gastspiel am Theaterfestival *Winterthur fliegt gezeigt* – eine willkommene Gelegenheit, mir dieses Stück in der Nähe meines Wohnorts anzusehen. Mich hat erstaunt, wie es Mican gelungen ist, den über vierhundertseitigen Roman auf eine 2½-stündige, unterhaltsame, warmherzige, teilweise witzige und doch mitfühlende Bühnenfassung zusammenzufügen.

Ein Jahr darauf bot sich mir eine weitere Möglichkeit, in der Schweizer Kleinstadt Reinach im Theater am Bahnhof dessen Eigenproduktion nach Micans Bühnenfassung beizuwohnen. Zur Premiere am 2. März 2018 reiste auch Mican an, weil er unbedingt wissen wollte, wie das Stück wirkt. Er zeigte sich von der Umsetzung und vom Publikum begeistert. Ihm habe an der

Reinacher Inszenierung gefallen, dass die Geschichte und damit die Figuren im Vordergrund gestanden hätten. Das Gefühl, dass die Figuren nicht gedacht, sondern sehr sehr echt seien, habe sich an diesem Abend auf eindruckliche Weise etabliert.¹⁹

Seit mehr als 25 Jahren schlägt das Berliner Gefängnistheater „aufbruch“ eine Brücke zwischen der sonst abgeschotteten Welt von Häftlingen mit der Außenwelt, und zwar über Theaterproduktionen, bei denen die Darstellenden allesamt Gefängnisinsassen sind. 2024 wurde in der Jugendstrafanstalt Berlin *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* aufgeführt. Darüber schrieb Anja Röhl: „Sehr sympathisch, dass es als Stück nicht laut und modisch aufgepeppt daherkommt, auch, dass es nicht formal hochgestochen bebildet, emotional überzogen wurde, all das gibt es, wenn ansonsten der *Blechnapf* gegeben wird. Dem Stück fehlt jeder theatermodische Trend. Es ist nicht distanziert, nicht manieriert, nicht dekadent, nicht

absurd übersteigert, sondern realistisch, episch einfach. Ein Lehrstück, spielerisch, nicht streng. Dialektisches Theater. Mit echten Typen, sparsam bebildet, aber nicht kalt. Ein echtes Brechtstück, der Meister hätte seine Freude an seinem Schüler Atanassow gehabt. Unser Regisseur, darin sind sich alle die ‚Jungs‘ einig, wie sie nachher im Publikumsgespräch erzählten, das ist der beste: Er ist es, der das alles aus uns herausholt! Und dabei leuchten die Augen derjenigen, die jeden Abend in die Zelle zurückmüssen.“²⁰

Schlussfolgerungen

Die Beschäftigung mit Bühnenfassungen zu Romanen Hans Falladas – es könnten noch Dutzende von Bearbeitungen berücksichtigt werden – hat mir bestätigt, dass Adaptionen nur gelingen, wenn sie nicht ins reine Nacherzählen verfallen. Das in epischen Werken Stehende muss fürs Theater übersetzt werden. Wichtige Punkte dabei sind der Aufbau und die Dynamik des Ensembles, dessen Sensibilisierung, Körperlichkeit und Raumwahrnehmung, der Ausdruck und die Mimik, aber auch das Spiel mit den Requisiten. In den Worten des deutschen Theaterregisseurs und Autors Alexander Eisenach (* 1984) heißt das: „Der Zauber des Romans ist das Atmosphärische, das sich herstellt durch ein Lesegefühl. Dieses Gefühl zu verstehen und mit den Mitteln des Theaters zu ergreifen, gleichsam in die lyrische Dimension zu übersetzen, ist die Aufgabe eines adaptierenden Regisseurs.“²¹ Das gelang den zahlreichen Theaterautorinnen und -autoren, die sich der Romane Falladas angenommen haben, unterschiedlich.

Unbestritten bleibt, dass sich die Dramatisierung seiner Werke

nach wie vor großer Beliebtheit erfreut. Für die Spielzeit 2024/2025 sind bis dato bekannt:

- Forum Baltikum-Dittchenbühne e. V. Elmshorn – *Bauern, Bonzen und Bomben* in der Regie von Raimar Neufeldt, Premiere am 6. September 2024
- Berliner Ensemble: *Kleiner Mann – was nun?* in der Regie von Frank Castorf; Premiere am 14. September 2024
- Staatsschauspiel Dresden: *Bauern, Bonzen und Bomben* in der Regie von Tom Kühnel; Premiere am 22. März 2025
- Düsseldorfer Schauspielhaus: *Jeder stirbt für sich allein* in der Regie von Nora Schlocker; Premiere im April 2025
- Theater Rudolstadt: *Kleiner Mann – was nun?* in der Regie von Jan Jochymski; Premiere am 5. Mai 2025

Zudem wird im Ohnsorg Theater Hamburg ab dem 29. November 2024 das von Ayla Yeginer inszenierte Stück *Kleiner Mann – was*

nun? wieder aufgenommen und ab dem 12. Dezember 2024 gastiert Luk Perceval mit *Wolf unter Wölfen* am Landestheater Niederösterreich in St. Pölten.

- 1 Vgl. Zadek, Peter: *Die heißen Jahre 1970-1980*, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2006, S. 80f.
- 2 Vgl. Zadek, Peter: *Die Wanderjahre 1980-2009*, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2010, S. 67.
- 3 C. C.: *Armeleutesüppchen mit Schlagrahm*. Schweizer Erstaufführung: *Kleiner Mann – was nun?* von Dorst/Zadek nach Fallada. In: *Der Bund* vom 5.3.1979, S. 19.
- 4 Vgl. henschel Schauspiel, gefunden unter <https://henschel-schauspiel.de/de/werk/251> (12.4.2023).
- 5 Bez, Helmut: *Hans Fallada, Kleiner Mann, was nun?* Textbuch, S. 1. – Berlin: Felix Bloch Erben, 2014.
- 6 Leucht, Sabine: *Ein Herz für sture Esel*. In: *taz. die tageszeitung* vom 22.4.2004, S. 17.
- 7 Wendler, Lutz: *Sehenswerte Theater-Revue zur Krise*. In: *Hamburger Abendblatt* vom 9.3.2009.
- 8 Kasch, Georg: *Es weint die Würde*. In: *Nachtkritik*, gefunden unter https://nachtkritik.de/index.php?option=com_content&view=article&id=2743&Itemid=100190 (28.4.2009).
- 9 Anonymus: *Viel Jubel für Aufruhr der Anständigen*. In: *Hamburger Abendblatt* vom 14. Oktober 2012, gefunden unter <http://www.abendblatt.de/kultur-live/article109823557/Viel-Jubel-fuer-Aufruhrder-Anstaendigen.html> (15.10.2012).
- 10 Kümmerl, Peter: *Geht zu weit, wir folgen!* In: *Die Zeit* vom 18. Oktober 2012, gefunden unter www.zeit.de/2012/43/Hamburg-Thalia-Fallada-Jederstirbt-fuer-sich-allein-Perceval (19.10.2012).
- 11 Spiegel, Hubert: *Zu wund gerieben für ein bisschen Glück*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 27. 2. 2017, gefunden unter <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buehne-und-konzert/luk-perceval-und-rene-pollesch-feiern-in-hamburg-premiere-14899428.html> (14.04.2017).
- 12 Nellissen, Monika: *Im Gefängnis der Gedanken*. In: *Die Welt Kompakt* vom 27.2.2017, S. 18.
- 13 Vgl. Tholl, Egbert: *Die da oben*. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 20./21. Januar 2024, S. 18.
- 14 Berger, Michael: *Fallada-Premiere im Thalia Theater*. In: *Lübecker Nachrichten* vom 20.1.2024, S. 27.
- 15 Schreiber, Falk: *Haltung und Unterhaltung*. In: *Theater heute* Nr. 3, März 2024, S. 12.
- 16 Briegleb, Till: *Tröpfchenfolter*. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 22.4.2009, S. 12.
- 17 Vgl. Schneider, Hansjörg: *Die Eule über dem Rhein*, Zürich: Diogenes, 2021, S. 55.
- 18 Boldt, Esther: *Die Spieluhr dreht sich, der Abstieg naht*. In: *taz. die tageszeitung* vom 14.1.2013, S. 16.
- 19 Vgl. Pesentheiner, Evelyn (EP.): *Kleiner Mann, ganz gross*. In: *Wynentaler Blatt* vom 8. März 2018, S. 9.
- 20 Röhl, Anja: *Wer einmal aus dem Blechnapf frisst*, gefunden unter <https://www.aufderbuehne.de/index.php/berlin/gefängnistheater-aufbruchberlin/4011-wer-einmal-aus-dem-blechnapf-frisst> (24.3.2024).
- 21 Eisenach, Alexander: *Auf der Zauberbergbrücke. Warum Romanadaptionen fürs Theater ein Glück sind*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 15.2.2018, S. 11.

Eindrücke unserer Leser von aktuellen Theateraufführungen

Falladas *Kleiner Mann – was nun?* – Zerlegt und neu verwurstet

Über eine Inszenierung am Berliner Ensemble vom 14. September 2024

PETRA HILBERT UND
HEINZ HILBERT

In Frank Castorfs Inszenierungen wohnt immer ganz ein besonderer Spirit. Das liegt überwiegend an Castorfs besonderer Arbeitsweise. Die literarische Vorlage – wie in diesem Falle Hans Falladas *Kleiner Mann – was nun?* – dient Castorf

dazu, biografische Details, Verfremdungselemente wie Unsinn, Slapstick und Derbheiten aus dem Stoff zu ziehen, um eine eigenartige Sicht auf das Treiben seiner Schauspieler auf der Bühne zu erzeugen. Diese Praxis des „Stückzertrümmerns“, gern auch zwei bis vier Stücke, wie für diese Aufführung, sind keine Seltenheit. So

wurde für diese Inszenierung neben dem *Kleinen Mann* auch noch aus weiteren Quellen geschöpft: aus der frühen expressionistischen Erzählung Falladas von 1920 *Die Kuh, der Schuh, dann du*, aus Falladas *Leben* und aus Heiner Müllers *Szenen aus Deutschland*, unter dem Titel *Die Schlacht* (1975) zusammengefasst. Darin bezieht er sich



v. l.: Gabriel Schneider, Pauline Knof, Maeve Metelka, Jonathan Kempf, Andreas Döhler, Artemis Chalkidou, Maximilian Diehle



Mia Pinneberg und Jachmann im Keller

auf Bertolt Brechts Theaterstück *Furcht und Elend des Dritten Reiches* (1938). Lieder aus dem Spanischen Bürgerkrieg und Schlager runden das Stück als musikalische Stilmittel ab.

Es dauerte 40 Minuten, bis wir die ersten Textversatzstücke vom *Kleinen Mann* eindeutig identifizieren konnten.

Castorfs Inszenierungen sind eigentlich bekannt für ihre monumentalen Bühnenaufbauten. Diesmal machte er es radikal anders: die Bühne ist quasi leer.

Die sieben Schauspieler Artemis Chalkidou, Maximilian Diehle, Andreas Döhler, Jonathan Kempf, Pauline Knof, Maeve Metelka und Gabriel Schneider stehen in Revuekleidern mit Federn, Perlen und Glitzer im leeren Raum. Auf den seit vielen Jahren gewohnten intensiven, experimentellen Gebrauch von Videokameras und Leinwänden verzichtet er auch diesmal nicht.

Handlungsstränge werden stoffbezogen, nicht chronologisch, aber neu montiert wiedergegeben. Nebenstränge werden auf Grund der Castorfschen Selektion



Pinnebergs optimistischer Start in Berlin Fotos: Jörg Brüggemann

plötzlich zu Hauptsträngen. So wird in einer Szene mit Mutter Mia Pinneberg (Artemis Chalkidou) und dem kleinkriminellen Liebhaber Holger Jachmann (Andreas Döhler) die Unterbühne durch Live-Videos zum Bühnenbild gemacht. Dieser malerisch mit dicken Eisenrädern verrümpelte Ort wirkt wie ein düsterer Keller auf die bewegten Bilder ein. Hier wird Mia Pinneberg als morphiumstüchtiges Wrack gezeigt, wie sie sich mit Jachmann gegenseitig Morphiumspritzen setzt. Dabei sind

sie in dieser Szene blutverschmiert und mit einer Pistole hantierend die meiste Zeit nackt in der Dusche. In solchen Szenen erlebt man als Zuschauer ganz große Schauspielkunst.

Den Zuschauern wird in diesem fünfeinhalb Stunden dauernden Stück, bei lediglich einer kurzen Pause, einiges an „Sitzfleisch“ abgefordert.

Unser Resümee: Fallada und seine Werke sind immer wieder für Experimente gut!

Wolf unter Wölfen im Thalia Theater Hamburg

FRANK UND SIMONE JESCHEK

Die Adaption des Romans *Wolf unter Wölfen* von Hans Fallada, im Thalia Theater auf die Bühne gebracht, bescherte uns einen sehr beeindruckenden Abend. Die Regie (Luk Perceval) hat es geschickt verstanden, die Atmosphäre der Weimarer Republik einzufangen, wodurch die politischen und persönlichen Verwicklungen der Charaktere sehr greifbar wurden.

Das spartanische Bühnenbild (Annette Kurz) bestand im ersten Teil aus drei überdimensionalen Roulettekugeln, die durch ihre Bewegungen die Enge und Hektik Berlins auf den Zuschauer übertragen. Im zweiten Teil baut der Darsteller des Wolfgang Pagel (der herausragende Sebastian Zimmerler), gleichzeitig als Erzähler fungierend, das gesamte Bühnenbild, bestehend aus 80 langen Bambusstangen, während seiner brillant



Bühnenbild © Thalia Theater

gehaltenen Monologe komplett auf und wieder ab. Der daraus entstehende Wald symbolisiert das Rittergut Neuulohe aus dem Roman. Man konnte sich gut in die Monotonie und trügerische Ruhe des Landlebens hineinversetzen.

Inhaltlich fanden wir das Stück hochaktuell. Die persönlich unverschuldete wirtschaftliche Bedrohung jedes Einzelnen durch Inflation und fragwürdige politische Entscheidungen einerseits und die gesellschaftliche Verrohung bis in die Breite der Bevölkerung hinein andererseits werden auch in der jetzigen Zeit immer mehr zum Problem. Strukturen der „Schwarzen Reichswehr“ lassen sofort an die

Reichsbürgerszene und die „Identitäre Bewegung“ denken.

Die Vorstellung war ein beispielhafter Fall dafür, wie Literatur adaptiert werden kann, um sowohl historische Einblicke als auch Kommentare zu aktuellen Geschehnissen zu bieten.

Es waren sehr kurzweilige dreieinhalb Stunden, die uns anregten, Falladas Roman zu lesen, um die Hintergründe zu Personen und Situationen näher zu erforschen.



Theaterplakat © Thalia Theater

Was wäre Ringelnatz ohne Muschelkalk

BARBARA
HARTLAGE-LAUFENBERG

Da treffen sich zwei, die idealer gar nicht zusammenpassen können: Hier Ringelnatz zu Beginn seiner Karriere als Dichter und Kabarettist, dort Leonharda Pieper, die nicht nur ein besonderes Empfinden für Sprache mitbringt, sondern auch die Fähigkeit und Sorgfalt für die notwendigen Büroarbeiten einer Schriftstellerexistenz, wozu neben der gesamten Korrespondenz auch das Verschicken von Gedichten an Verleger und Zeitschriften und die Sorgfalt der Ablage von Texten gehören. Zudem ist es ihre Aufgabe, Kabarettauftritte auszuhandeln (wann, wo, welche Texte zu welchem Honorar), worin sie immer versierter wird, und was weitgehend die finanzielle Existenz des jungen Paares sichert. Aber Leonhardas Bedeutung für das Werk von Ringelnatz geht weit über diese Hilfen zu Lebzeiten des Dichters hinaus, wie noch zu zeigen sein wird.

Schon bald nachdem die beiden sich 1916 in Eisenach zum ersten Mal begegnen, hat er einen Namen für sie gefunden: Muschelkalk. Angeblich kann er sich Vornamen schlecht merken und bezeichnet deswegen Personen gerne mit bildhaften Begriffen (so eine frühere Freundin als „Maulwurf“ oder die Schwester von Muschelkalk als „Schneehase“). Nicht zuletzt aber fügt er damit wohl nur zu gern seinem Image als Sprachkünstler eine weitere Facette hinzu. Im Bekannten- und Freundeskreis kennt bald jeder seine Frau unter dem Namen Muschelkalk. Und der Name ging in die Literatur ein, so in den Gedichtzeilen: „Ich bin nur

ein kleiner unanständiger Schalk./ Mein richtiges Herz./ Das ist anderwärts, irgendwo/ Im Muschelkalk“.

Warum er gerade diesen Begriff gewählt hat, ist nicht bekannt. Vermutlich findet er ihn wegen Leonhardas Kratzbürstigkeit bei ihren ersten Begegnungen genau zutreffend. Als Marinesoldat im Krieg an der Nordseeküste war ihm wohl der Begriff Muschelkalk für gebrannten Kalk aus Muschelschalen geläufig, und er klang kurios genug, um ein junges Mädchen damit zu bezeichnen. Und sie nimmt ihn nur zu gerne an und nennt sich selbst so, vor allem auch in Korrespondenzen und später als Herausgeberin seiner Gedichte.

Muschelkalk ist 1898 in Rastenburg in Ostpreußen als Tochter des Bürgermeisters Pieper aufgewachsen und hat dort einen Schulabschluss, der mittleren Reife vergleichbar, erlangt. Damit kann sie an einer der zahlreichen Sprachschulen eine Ausbildung zur Sprachlehrerin machen. Die Absolventinnen solcher Einrichtungen unterrichten dann vor allem in Privathaushalten Kinder wohlhabender Bürger in den entsprechenden Fremdsprachen. Zu der Zeit war das eine beliebte Möglichkeit einer recht anspruchsvollen Berufsausbildung für ‚höhere Töchter‘. Muschelkalk wählt die Sprachen Englisch und Französisch und eine Schule in Eisenach.

Die beiden heiraten 1920 in München, das Ringelnatz auch als Wohnort für sie bestimmt hat. Muschelkalk wäre lieber in der Nähe ihres Elternhauses und ihrer Geschwister geblieben. Aber Ringelnatz setzt sich durch – im Nachhinein muss man sagen, auch zu ihrem eigenen Glück. Unter der



Muschelkalk 1927 © Familienbesitz

Hand bekommen sie eine Wohnung in der Hohenzollernstraße im Stadtteil Schwabing. In München gibt es zu dieser Zeit eine umfangreiche Künstlerszene, von der Ringelnatz sich nicht zu Unrecht einiges verspricht. Da sind zunächst hilfreiche Kontakte mit Kollegen. Außerdem bietet ihm vor allem der „Simpl“, eine beliebte stets gut besuchte Kneipe (benannt nach der bekannten Satirezeitschrift *Simplicissimus*), eine kleiner Bühne, wo er fast allabendlich auftritt, wenn er nicht gerade Engagements auf Bühnen außerhalb von München festgemacht hat (z. B. in Köln, Leipzig, Mannheim und Berlin). Das ist oft der Fall. Manches Mal sind die beiden wochenlang getrennt, und Muschelkalk fühlt sich dann sehr allein. Da gehen viele Briefe hin und her, die Post wird in Großstädten damals dreimal täglich ausgeliefert.

Muschelkalk schreibt mit der Schreibmaschine die Gedichte ab, die ihr Mann in recht erstaunlicher Menge produziert. Meistens, wenn auch nicht immer, findet er pfeifige Aussagen und Reime. Viele seiner Gedichte gehören zum literarischen Genre Nonsens-Lyrik.

Hauptsache, seine Sachen kommen beim Publikum an. Muschelkalk ist mit seinem Werk, das in den gemeinsamen Jahren entsteht, und wozu auch längere Prosastücke gehören, bestens vertraut. Keiner kennt es neben dem Autor selbst so gut wie sie. In den Jahren ihrer Ehe, in die am Anfang auch noch die schwierige Inflationszeit fällt, haben sie fast immer große finanzielle Probleme. Manche Mark verdient Muschelkalk dazu, indem sie neben allen anderen Aufgaben, die sie zu erledigen hat, privat Sprachunterricht gibt.

Aber nach einigen Jahren geht die trotz allem glückliche Zeit in München für die beiden zu Ende. Viele Schriftsteller und Intellektuelle verlassen die Stadt, die unter rechte und völkische Einflüsse gerät, die die freie Meinungsäußerung zunehmend einschränken. Auch Klerikalismus macht sich breit. Kritische Theateraufführungen werden immer wieder verboten. Wer in dieser Zeit künstlerisch tätig sein will, muss nach Berlin. Sie haben Glück und finden eine Wohnung im Berliner Westen am Sachsenplatz (heute Brixplatz), die Ringelnatz nicht nur wegen des naheliegenden Reims gefällt, und die sie 1930 beziehen. In einem Neubau, mit Fahrstuhl und Telefon, in der Nähe des späteren Olympiageländes, nahe der Westend-Klause und der U-Bahn-Station Neu-Westend. Also beste Anbindung ans Leben. Muschelkalk fühlt sich dort gleich wohl.

Jetzt sind sie in der Hauptstadt, und die Kabarettabende setzen sich auf den Bühnen dieser Stadt fort. Auftritte in anderen deutschen Städten gibt es nach wie vor, aber auch im Ausland, zuletzt noch in Basel und Zürich. Ihr Freundeskreis erweitert sich. Die alte Freundin Asta Nielsen, der Film-

star der Stummfilmzeit, hat eine große Wohnung im Berliner Westen in der Fasanenstraße, wo oft turbulente Feiern stattfinden. Die beiden lernen unter anderem die Schauspieler Heinrich George und seine Frau Berta Drews sowie Paul Wegener kennen. Im Übrigen verbringen sie manchen Abend in einem der damals angesagten Künstler-Lokale wie Schwannecke in der Rankestraße oder bei Aenne Manenz. Doch die schöne Zeit Anfang der dreißiger Jahre währt nicht lange, und das nicht nur wegen der politischen Entwicklungen, die nun auch Berlin erreichen. Einzelne Gedichte und einige Bücher von Ringelnatz werden verboten, vornehmlich wegen angeblicher Obszönität und Aufmüpfigkeit.

Vor allem aber geht es ihm zunehmend gesundheitlich nicht gut. Er ist an Tuberkulose erkrankt, die zu der Zeit nur hinauszuzögern, nicht aber zu heilen ist. Im „Waldhaus Charlottenburg“, einer Lungenheilstätte in Sommerfeld, das vierzig Kilometer nördlich von Berlin liegt, verbringt Ringelnatz vier Monate. Die finanzielle Lage wird prekär. Da seine Auftritte entfallen, bleiben als Einkünfte nur die Honorare der Bücher. Die aber reichen nicht. Freunde, darunter auch Ernst Rowohlt, starten einen Spendenaufruf, der im *Berliner Tageblatt* erscheint. Auch Fallada hat gespendet. Es kommt so viel Geld zusammen, dass wenigstens der Klinikaufenthalt davon bezahlt werden kann. Muschelkalk hat vor einiger Zeit eine kurze Zusatzausbildung als Stenografielehrerin absolviert und verdient mit Stundengebühren etwas dazu. Am Wochenende fährt sie regelmäßig mit der Bahn nach Sommerfeld, um Ringelnatz zu besuchen.

Anfang Oktober 1934 kann sie ihn nach Hause holen. Er will so

gern sein altes kreatives Leben fortsetzen, aber die Kräfte schwinden immer mehr, und nach sechs Wochen stirbt Ringelnatz, mit nur 51 Jahren. Er wird auf dem Friedhof an der Heerstraße beerdigt. An der Trauerfeier nehmen nur neun Personen teil. Neben Muschelkalk sind dies seine Schwester und sein Schwager, der Verleger Ernst Rowohlt, Asta Nielsen, Paul Wegener, der Autor Reinhard Koester, der Lektor und Übersetzer Jürgen Eggebrecht und Julius Gescher, ein guter Freund, von dem noch die Rede sein wird.

Muschelkalk, fünfzehn Jahre jünger als Ringelnatz, wird ihn um mehr als vierzig Jahre überleben. Zunächst zieht sie aus der teuren, für sie viel zu großen Wohnung aus und nimmt sich eine kleine Wohnung in der Nähe der Gedächtniskirche. Die kommende Zeit ist ausgefüllt mit dem Zusammenstellen von Ringelnatz-Texten. 1935 erscheint *Der Nachlaß*. Dessen Inhalt sind Gedichte, die bisher nur in Zeitschriften veröffentlicht worden sind, neun Kapitel eines unvollendeten Romans sowie das Krankenhaus-Tagebuch aus Sommerfeld. Und im April 1937 ist ein weiteres Buch fertig: *In memoriam Joachim Ringelnatz*. Muschelkalk hat lange mit einem Ringelnatz-Bewunderer, dem Steuerberater Gerhard Schulze, daran gearbeitet. Schulze ist Vorsitzender der Gesellschaft der Bibliophilen und finanziert den Privatdruck mit einer Auflage von 500 Stück, die unter der Hand an Ringelnatz-Liebhaber verkauft werden. Darin sind einige Gedichte von Ringelnatz, Auszüge aus seinen beiden biografischen Schriften *Als Mariner im Krieg* und *Mein Leben bis zum Kriege* sowie Äußerungen Dritter über ihn. Verbindende Worte dazu hat Muschelkalk geliefert.

Dann nimmt ihr Leben eine neue Wendung. Ein gemeinsamer Freund von Ringelnatz und Muschelkalk schon aus den Münchner Tagen ist der Augenarzt Dr. Julius Gescher. Die drei haben schöne Zeiten miteinander verbracht. So haben sie schon Weihnachten miteinander gefeiert und waren einige Tage zusammen in Geschers Elternhaus in Traben-Trarbach an der Mosel. Als Ringelnatz und Muschelkalk nach Berlin gezogen sind, ist Gescher ihnen gefolgt und hat seine Wohnung samt Praxis ins dortige Hansaviertel verlegt. Nach dem Tod von Ringelnatz kommen er und Muschelkalk sich noch näher. Der gemeinsame Sohn Norbert wird 1938 geboren, und erst anschließend wird geheiratet, Muschelkalk hat es so gewollt.

Mutter und Sohn ziehen zu Gescher ins vornehme Hansaviertel. Es gibt ein Kindermädchen, eine Hausangestellte und keine Geldsorgen mehr. Manchmal hilft sie in der Augenarzt-Praxis ihres Mannes bei Büroarbeiten aus, außerdem vervollkommen sie ihre Sprachkenntnisse und lernt Spanisch. Mitunter sind sie und Gescher jetzt mit Gottfried Benn und seiner Frau Herta zusammen, denn die beiden Ärzte verbindet neben der Medizin das starke Interesse an Literatur. Sie treffen sich immer mal wieder zu einer gemütlichen Flasche Wein in der einen oder in der anderen Wohnung. Gescher stammt ja von der Mosel und hat Verbindungen zu den Weinhändlern dort, die ihm sogar noch im Krieg Wein nach Berlin schicken. Seine Mutter lebt in Traben-Trarbach in einer Villa direkt am Fluss, wo die Familie auch manchmal die Sommerferien verbringt. Vor allem ist dieser Moselort weit weg von den kriegerischen Ereignissen. Seit Beginn des Krieges ist Gescher in einem

Berliner Krankenhaus dienstverpflichtet. Dort kann er in einer Kellerecke Erstausgaben der Bücher von Ringelnatz und etliche seiner Bilder – Ringelnatz war schließlich auch Maler – einlagern, die so den Krieg überstehen. Bei einem großen Bombenangriff auf Berlin 1943 wird die Wohnung der Geschers zerstört. Mutter und Sohn werden daraufhin in Sicherheit nach Traben-Trarbach geschickt. Der Augenarzt Dr. Gescher muss in Berlin bleiben. Er infiziert sich im Mai 1945 bei einer Operation an einem Soldaten und stirbt daran schon nach wenigen Tagen. Der Krieg ist zu Ende, doch Muschelkalk ist zum zweiten Mal Witwe geworden.

Eine Weile bleibt sie noch an der Mosel im Haus der Schwiegermutter, doch dann will sie weg aus der Provinz und zurück nach Berlin, nicht zuletzt wegen Norbert, der hier weiter zur Schule gehen soll. Und sie denkt auch an manchen Kontakt, den sie aufnehmen könnte, damit Ringelnatz mit seinen Versen nicht einfach vergessen wird. Ist doch gerade in der Nachkriegszeit ein bisschen fröhliche Lektüre dringend notwendig.

Aber eine Rückkehr ist gar nicht so einfach, denn sie muss im zerstörten Berlin eine Wohnung finden. Dabei ist ihr der Verleger Karl Heinz Henssel eine große Hilfe. Sie bekommt tatsächlich eine Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung in Berlin-Zehlendorf. 1958 zieht sie schließlich mit Norbert wieder ins Hansaviertel im Bezirk Tiergarten. Dort hatten die beiden mit Gescher bis zu dem Bombenangriff 1943 gewohnt. Auf dem von allen Trümmern geräumten Gelände sind inzwischen im Rahmen der Internationalen Bauausstellung 1957 etliche Neubauten entstanden. Dort bekommt sie eine moderne Wohnung im Maisonette-Stil.

Der hilfreiche Freund Henssel, vor dem Krieg einige Zeit Lektor bei Rowohlt, war dem Werk von Ringelnatz stets sehr zugetan. Der Rowohlt Verlag, in dem Ringelnatz im Wesentlichen veröffentlicht worden war, wurde 1939 zwangsweise in die Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart integriert, und Muschelkalk erhielt als Erbin die Rechte am Werk von Ringelnatz zurück. Henssel hatte ihr damals zugesagt, nach dem Krieg Ringelnatz zu verlegen. Während des Krieges hatte er sich mit dem Verlegen unverfänglicher Bücher über Wasser gehalten und nach Kriegsende als einer der ersten Berliner Verlage die damals erforderliche Lizenz der Alliierten zum Publizieren erhalten. Und das tut er jetzt.

So kommen Ringelnatzens Verse in immer wieder neuen Zusammenstellungen, meist von Muschelkalk besorgt, auf den Buchmarkt der Nachkriegszeit. Und das ist praktisch bis heute so, zumal das Urheberrecht (70 Jahre) am Werk von Ringelnatz seit 2004 abgelaufen ist. Die Tantiemen aus den Verkäufen reichen aber für ein – keineswegs besonders anspruchsvolles – Leben mit Kind nicht aus. Außerdem kann sie mit Geld auch nicht gut umgehen. Muschelkalk muss zusätzlich Geld verdienen.

Hat sie sich bisher – außer mit gelegentlichen Gutachten als freie Lektorin – nur mit dem Werk von Ringelnatz beschäftigt, setzt sie jetzt ihre Fremdsprachen-Fähigkeiten ein: Sie wird Übersetzerin englisch- und französischsprachiger Literatur. Den Beginn macht 1949 ihre Übertragung des Textes *Exil. Gedichte an eine Fremde. Regen. Schnee* des späteren Nobelpreisträgers Saint-John Perse aus dem Französischen, die in einer Sonderausgabe der anspruchsvollen

Kulturzeitschrift der literarischen Avantgarde *Das Lot* bei Henssel erscheint. Ist sie auch weiterhin für alle Freunde und Bekannte die Muschelkalk Ringelnatz, benutzt sie für ihre Übersetzungen ab jetzt den Namen Leonharda Gescher. In den kommenden Jahren erscheinen etliche von ihr übersetzte Bücher, nicht nur im Henssel-Verlag, sondern auch bei Suhrkamp, Hoffmann & Campe, Rowohlt und anderen. Genannt seien hier nur Christy Brown *Mein linker Fuß*, Monique Saint-Hélier *Quick*, Marguerite Duras *Moderato Cantabile* und James Baldwin *Schwarz und weiß oder was es heißt, ein Amerikaner zu sein*. Manche ihrer Übersetzungen sind bis heute lieferbar.

Tagsüber hat sie nun mit den Übersetzungen sowie oft auch mit immer neuen Zusammenstellungen von Ringelnatz-Gedichten zu tun. Sie ist allgemein beliebt und sitzt am Abend häufig im Restaurant „Giraffe“ bei ihr um die Ecke und trifft sich mit Freunden. In der Westend-Klause in Berlin-Charlottenburg, wo sie manchen Abend mit Ringelnatz verbracht hatte, gründet sie einen Ringelnatz-Stammtisch, wo sich bis Anfang der 60er Jahre jeden ersten Freitag im Monat alte Freunde und neue Ringelnatz-Interessenten treffen.

Ihr Sohn Norbert macht eine Ausbildung zum Schauspieler und zitiert auch Ringelnatz-Gedichte auf der Bühne. Vor allem

aber ist er als Synchronsprecher tätig. Mutter und Sohn haben ein sehr gutes Verhältnis miteinander. Aber Muschelkalk merkt allmählich, wie sie immer vergesslicher wird. Norbert übernimmt schließlich die Vormundschaft für sie und bringt sie in Berlin in einem guten Heim unter. Durch die Tantiemen der Ringelnatz-Bücher macht das keine finanziellen Probleme.

1977 stirbt Muschelkalk. Sie hat die Entstehung des Werks von Ringelnatz hautnah miterlebt und sich ihm mit vollem Einsatz gewidmet. So hat im Wesentlichen sie dafür gesorgt, dass Joachim Ringelnatz unsterblich geworden ist.

„Er begriff: auch dies war ein Schauspiel vor dem Sterben.“

Paul Wiegler und sein Roman „Das Haus an der Moldau“

HEINZ SCHUMACHER

In der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts gehörte der 1878 in Frankfurt am Main geborene Paul Wiegler zu den bekanntesten Größen des Kulturbetriebs, heute ist er nahezu vergessen. Allenfalls als Mitbegründer des Aufbau Verlages und der ebenfalls nach wie vor existierenden Literaturzeitschrift *Sinn und Form* findet er gelegentlich Erwähnung. Dieser umtriebige, aber die Öffentlichkeit scheuende Autor hat ein reichhaltiges Werk hinterlassen: Biografien sowie kleinere biografische Essays, literaturhistorische Arbeiten mit dem Schwerpunkt auf der deutschen und französischen Literaturgeschichte, Übersetzungen

sowie einen Roman mit dem Titel *Das Haus an der Moldau*. Daneben schrieb er als Redakteur und Theaterkritiker für verschiedene in Deutschland und in Prag erscheinende Zeitungen. Seine langjährige Tätigkeit als Lektor im Ullstein Verlag führte zu einem regen Austausch mit wichtigen Autorinnen und Autoren der zwanziger und beginnenden dreißiger Jahre wie Gerhart Hauptmann, Frank Wedekind, Leo Perutz, Vicki Baum, Ricarda Huch und Ernst Weiß.

Max Krell, der ebenfalls als Theaterkritiker und als Lektor im Ullstein Verlag tätig war, charakterisiert Wiegler in seinen Erinnerungen: „Wiegler war ein Phänomen, Kritiker von hohen Gaben, Biograph, sensibler Berater selbst

der größten und auf ihre Eigenarten bedachten Autoren, Sprachbeherrscher, profunder Kenner aller Literatur, ein Enzyklopädist des allgemeinen und speziellen Wissens [...]. Ein Arbeitsgenie, das mit leisem Humor ausgestattet sich keiner Aufgabe versagte, lieber im Hintergrund blieb, als öffentliche Anerkennung zu erstreben.“¹ Auch Gregor von Rezzori, dessen erster Roman *Flamme, die sich verzehrt* 1939 im Deutschen Verlag (ehemals Ullstein) erschien und von Paul Wiegler lektoriert wurde, erinnert sich mit der ihm eigenen Ironie an den Betreuer seines Debüts: „Herr Wiegler war ein kleiner, untersetzter Herr mit greisenhaarumwittertem eulenhaften Haupt und einem Zeigefinger



Cover der Erstausgabe ©Rowohlt Verlag



Blick ins Buch

der linken Hand, der wie der Arm eines Seepferdchens ausgestattet war mit einem Naupliusauge. Das diente zur Aufsicht über die schriftstellerische Gewissenhaftigkeit seiner Autoren. Er führte den gekrümmten Finger mit unfehlbarer Sicherheit zu den schwachen Punkten eines Manuskripts, während die rechte Hand nach dem Rotstift tastete. Spezialität war das Auffinden von Wiederholungen.“²

Die Literaturwissenschaften haben sich kaum mit Paul Wiegler auseinandergesetzt. Eine Ausnahme bildet der Kafka-Spezialist Hartmut Binder, der sich in einem gut einhundert Seiten umfassenden, gründlich recherchierten Essay, der selbst entlegene Quellen berücksichtigt, mit Leben und Werk Paul Wieglers beschäftigt.³

Zuletzt geriet allerdings ein Moment von Wieglers Schaffen ins Zwielficht. Im Zusammenhang mit dem plötzlich wiedererwachten Interesse am Werk von Hans Fallada um 2010 ergab eine genauere Untersuchung des im Archiv des Aufbau Verlages befindlichen Typoskripts des posthum veröf-

fentlichten Romans *Jeder stirbt für sich allein*, dass Paul Wiegler als zuständiger Lektor in mehrfacher Hinsicht deutlich in die Textgestalt eingegriffen hatte, zweifelsohne in der Absicht, diese mit den kulturpolitischen Intentionen des von ihm und Johannes R. Becher mitbegründeten „Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ in Übereinstimmung zu bringen.⁴ Erst die 2011 veröffentlichte Neuausgabe im Aufbau Verlag präsentierte den Roman in seiner ursprünglichen Gestalt.⁵

Für Fallada erwies sich als besonders wichtig, dass Wiegler ihn mit Johannes R. Becher bekannt machte, der Fallada in seiner letzten Lebensphase in materieller Hinsicht maßgeblich unterstützte und ihm auch den Stoff für seinen letzten Roman zuspielte.

Paul Wieglers einziger Roman *Das Haus an der Moldau*⁶ greift auf Vorarbeiten des Autors aus der Zeit des Ersten Weltkriegs zurück. Im Vorwort eines Bandes mit Prosatexten aus dem Jahre 1916, der den Titel *Figuren* trug, schreibt Wiegler mit Bezug auf den Ersten Welt-

krieg, „einen Roman ‚Schandera‘ hätte er in den letzten Monaten fertig geschrieben, wenn nicht bei uns allen ein gewaltiges Schicksal anklopfte.“⁷ Bis zur Fertigstellung hingegen sollte noch weit mehr als ein Jahrzehnt vergehen. Einzelne Texte aus *Figuren* weisen Momente auf, wie sie in ähnlicher Weise im späteren Roman anzutreffen sind. Im ersten Text *Chateaubriand in Prag*⁸ läuft die Hauptfigur durch eine abweisend und bedrohlich wirkende, von Todesnähe geprägte Stadtkulisse, ähnlich der, die Schandera auf seinen Wegen durch Prag wahrnimmt. Und in der abschließenden kurzen Erzählung *Novotny oder Das verirrte Herz*⁹ endet das Leben der titelgebenden Figur mit einem Selbstmord durch einen Sturz in die Tiefe, vergleichbar dem Suizid Schanderas, mit dem Wieglers Roman endet. Zudem dürfte, wie Hartmut Binder herausgefunden hat, der Autor einige an unterschiedlichen Orten publizierte feuilletonistische Beiträge mit nur geringfügigen Änderungen in das Romanmanuskript integriert haben.¹⁰

Das Haus an der Moldau erschien noch im Jahre 1933, wobei das Impressum der Erstausgabe die Jahresangabe 1934 aufwies. Es ist das einzige eigenständige Werk Wieglers, das zu seinen Lebzeiten im Rowohlt Verlag veröffentlicht wurde¹¹. Vorangegangen waren ablehnende Bescheide vieler Verlage, die einerseits auf die im gesamten Roman herrschende düstere Stimmung verwiesen und andererseits bemängelten, dass die vielen topografischen Details nur für ausgesprochene Prag-Kenner nachvollziehbar seien¹². Warum und unter welchen Bedingungen sich dann der Rowohlt Verlag bereit erklärte, den Roman in sein Programm aufzunehmen, lässt sich nicht mehr genauer rekonstruieren, da sich weder im Wiegler-Nachlass noch im Rowohlt-Archiv Dokumente befinden, die Aufschluss über diese Frage geben könnten. Nach Maßgabe der Nationalsozialisten durfte das Buch nicht offen beworben werden, verkaufte sich aber trotzdem relativ erfolgreich.¹³

Zu Beginn des Romans, es handelt sich um das Jahr 1908, kehrt Dr. Josef Schandera nach fünfjährigem Exil in Paris nach Prag zurück. Lange Zeit war es dem Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn trotz vieler Konflikte mehr oder weniger gelungen, die Koexistenz der heterogenen Völker Mitteleuropas im Zeichen der Habsburger Monarchie in einem auf der Basis föderalistischer Strukturen funktionierenden Staatswesen zu gewährleisten. Die dabei vorherrschende Strategie bestand, so Franz Werfel, darin, „Lösungen zu verschieben, Konflikte zu umgehen und zerbröckeln zu lassen.“¹⁴ Werfel kennzeichnet das mit dem Begriff des „Fortwurstelns“.

Doch nun droht dieser Staat

angesichts immer mächtiger werdender nationalistischer Interessen zu zerbrechen, und Schandera, ein überzeugter Anhänger der Doppelmonarchie, war Opfer einer politischen Intrige geworden. Unter Rückgriff auf die Überlegungen des Historikers František Palacký vertrat er die Vorstellung von einem nach demokratischen Prinzipien zu organisierenden und allen Völkern gleiche Rechte zugestehenden Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn unter der Leitung der Habsburger Monarchie. Für einen Vertreter dieser Idee ist auf der politischen Bühne, die zunehmend von Fanatikern und Sympathisanten extremer nationalistischer Bestrebungen beherrscht wird, kein Platz. Zwar kann der Urheber der Intrige dingfest gemacht werden; in einem Gerichtsverfahren erhält dieser jedoch nur eine geringfügige Strafe. Eine vollständige Rehabilitation wird Schandera nach seiner Rückkehr aus dem selbstgewählten Exil verwehrt. Er bleibt ein Gebrandmarkter, dem der Zugang zu den entscheidenden politischen Kreisen verschlossen ist. Seinen Lebensunterhalt verdient er mit einer untergeordneten Tätigkeit bei einer Bank. Als ihm dort gekündigt wird, geht er scheinbar auf das ihm schon länger vorliegende Angebot ein, für eine neu zu bildende Regierung als Spitzel über oppositionelle Gruppen zu berichten. Da er jedoch die ihm zugewiesenen Aufgaben nicht erfüllt, verliert er auch diese Möglichkeit einer materiellen Absicherung seiner Existenz.

In privater Hinsicht sieht sich Schandera mit einer Reihe von Schicksalsschlägen konfrontiert. Zunächst stirbt sein ausgesprochen begabter und sensibler Sohn Erik nach längerem Leiden an einer heimtückischen Krankheit. Das Verhältnis zu seiner Frau

Ljuba, die früher als Sängerin und zuletzt als Schauspielerin auftrat, ist deutlich abgekühlt. Beide versöhnen sich aber wieder, bevor Ljuba dann nicht lange nach dem Sohn stirbt. Und seine Stieftochter Manja irrt durch Europa in der Hoffnung darauf, als Geigerin oder als Schauspielerin Karriere zu machen. Zudem begeht Schanderas Schwester Selbstmord, nachdem sie sich eingestehen musste, dass sie in ihrer Ehe einem Mann ausgeliefert war, der eine Art Doppelleben geführt hatte, der sie nicht nur betrogen und misshandelt hatte, sondern auch als Verbrecher inhaftiert worden und im Gefängnis gestorben war.

Schanderas Leben und der Untergang Österreich-Ungarns werden von Wiegler als parallel laufende Vorgänge beschrieben. „Durch mannigfaltige Bezüge hat Wiegler das individuelle Schicksal seines Helden mit dem Verfall der Monarchie verknüpft. Die Auflösung des Staates hat ihre Parallele im ‚Zerbröckeln‘ von Schanderas Existenz. Es gibt keine Rettung, weder für Österreich noch für die Hauptfigur.“¹⁵

Und so begleitet der Leser Schandera auf seinen Wegen durch Prag, eine Stadt, die ihm abweisend und feindlich erscheint und bei ihm immer wieder Todesvisionen evoziert. Auch das Großereignis der Eucharistischen Prozession, dem Schandera in Wien beiwohnt und das die katholischen Vertreter der unterschiedlichen Nationalitäten zusammenführt, gerät zu einer Präfiguration des Endes dieses Staatswesens. Vom Regen durchnässt, prägen Müdigkeit und Apathie den Auftritt der Wallfahrer; der Aufmarsch erinnert daneben auch noch einmal an den Glanz vergangener Tage. „Ein Hofreiknecht eröffnete den

Zug des Kaisers, hinter ihm in Helmen mit goldenem Doppeladler und schwarzem Roßschweif, dunkelgrün und weiß, auf Schimmeln und Apfelschimmeln die Leibgardeeskadron [...] Süßlicher Weihrauch umschleierte die Szene; in den Händen der Kleriker brannten Fackeln. Acht Lipizzaner zogen die Karosse des Kaisers. Der Einundachtzigjährige, zusammengesunken in der weißen Generalsgala, nickte durch das Fenster hinaus. [...] Nachher ging Schandera in der Augustinerstraße, wie gelähmt, von der Nässe durchrüttelt. Er begriff: auch dies war ein Schauspiel vor dem Sterben.¹⁶

Nach seiner Rückkehr nach Prag begibt sich Schandera in das Haus am Riegerkai, in dem sich seine frühere Wohnung befindet. Völlig desillusioniert, vereinsamt und verarmt stürzt er sich aus dem Dachgeschoss des Hauses. „Tot war die Stadt mit allem, was er durchlebt hatte. [...] Und lächelnd, als habe er einen glücklichen Einfall, trat er in das Bodenlose hinaus.“¹⁷

Es fällt auf, dass fast zeitgleich mit Wieglers Roman zwei weitere wichtige Bücher veröffentlicht werden, die ebenfalls den Untergang der Habsburger-Monarchie thematisieren: Joseph Roths *Radetzkymarsch* sowie *Die Standarte* von Alexander Lernet-Holenia. Das Narrativ vom Ende Österreich-Ungarns eröffnet somit einen Deutungshorizont für das Ende einer humanen Werten verpflichteten Gegenwart durch die Etablierung der nationalsozialistischen Herrschaft. Gleichzeitig beinhaltet die das Vergangene verklärende Erinnerung an die im Habsburgerreich immer wieder proklamierte, aber nie erreichte Idealvorstellung eines einvernehmlichen und toleranten Miteinanders, wie sie auch in Schanderas Überlegungen an-

klingt, einen utopischen Gehalt, von dem sich die Realität nach dem Untergang Österreich-Ungarns immer mehr entfernt hat und der seine Realisierung im geschichtlichen Rahmen seither vermissen lässt. Daneben haben weitere Schriftsteller wie beispielsweise Franz Werfel und Stefan Zweig diesem habsburgischen Mythos in ihren Werken Ausdruck verliehen.¹⁸

Und auch nach dem Zweiten Weltkrieg erinnern Autoren an diese weitgehend uneingelöste Idealvorstellung wie beispielsweise Gregor von Rezzori¹⁹ oder Hermann Lenz. Für manche der Lenzschen Protagonisten ist das alte Wien der Jahrhundertwende Gegenbild zur erfahrenen Wirklichkeit sowie utopische Wegmarke.²⁰ Vor diesem Hintergrund lohnt es sich, Paul Wieglers *Das Haus an der Moldau* erneut zu lesen.

- 1 Max Krell: *Das alles gab es einmal*. Frankfurt am Main: Verlag Heinrich Scheffler 1961, S. 125.
- 2 Gregor von Rezzori: *Mir auf der Spur*. München: C. Bertelsmann 1997, S. 209.
- 3 Hartmut Binder: „...das Theater menschlicher Zustände und Regungen zu öffnen“. *Der Erzähler, Essayist und Übersetzer Paul Wiegler*. In: Hartmut Binder (Hrsg.): *Brennpunkt Berlin. Prager Schriftsteller in der deutschen Metropole*. Bonn: Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen 1995, S. 177–290.
- 4 Wiegler korrigierte Schreibfehler, griff bei Wortwiederholungen ein und strich Kraftausdrücke und Flüche. Bei einigen Figuren, insbesondere bei der Hauptfigur Anna Quangel, wurde deren frühere Verwicklung in den Nationalsozialismus aus dem Text eliminiert, um sie als eine Art Vorbild erscheinen zu lassen, wodurch die Figurengestaltung erheblich an Komplexität einbüßte. Vgl. hierzu das Nachwort von Almut Giesecke in der Neuausgabe des Romans (siehe Endnote 5) sowie die Ausführungen in: Jenny Williams: *Mehr Leben als eins*. Hans Fallada. Biographie. Berlin: Aufbau Verlag 2011, S. 350 ff.
- 5 Hans Fallada: *Jeder stirbt für sich allein*. Berlin: Aufbau Verlag 2011.
- 6 Paul Wiegler: *Das Haus an der Moldau*. Berlin: Rowohlt 1934. Eine Neuausgabe wurde 1991 als *Insel Taschenbuch 1337 mit einem Nachwort von Hans J. Schütz* veröffentlicht.
- 7 Paul Wiegler: *Figuren*. Berlin: Hyperionverlag 1916, S. 6. Schandera ist der Name der Hauptfigur in Wieglers Roman.
- 8 Wiegler: *Figuren*, S. 9–21.
- 9 Wiegler: *Figuren*, S. 285–291.
- 10 Vgl. hierzu: Binder: *Theater menschlicher Zustände*, S. 264 ff.
- 11 Neben Wieglers Roman hat der Rowohlt Verlag 1934 die Lebenserinnerungen von Ludwig Kuntze alias Baron Veltheim unter dem Titel *Fahrten und Frauen* veröffentlicht; bei diesem Buch wird Paul Wiegler als Herausgeber genannt.
- 12 Wiegler hatte von 1908 bis 1913 in Prag gelebt und als Journalist gearbeitet; in dieser Zeit gehörte er auch zu den frühen Unterstützern von Franz Kafka, den er persönlich kannte und der ihn sehr schätzte.
- 13 Vgl. hierzu: Binder: *Theater menschlicher Zustände*, S. 272.
- 14 Franz Werfel, zitiert nach Claudio Magris: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1966, S. 15.
- 15 Hans J. Schütz: *Nachwort*. In: Paul Wiegler: *Das Haus an der Moldau*. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag 1991, S. 265–275, hier: S. 273.
- 16 Wiegler: *Das Haus an der Moldau*, S. 258 f.
- 17 Wiegler: *Das Haus an der Moldau*, S. 264.
- 18 In der Literaturwissenschaft hat Claudio Magris diesen Begriff ins Zentrum seiner wegweisenden Dissertation gestellt: Claudio Magris: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg: Otto Müller Verlag 1966. (Das Original in italienischer Sprache erschien 1963.)
- 19 Gregor von Rezzori: *Ein Hermelin in Tschernopol. Ein maghrebinischer Roman*. Hamburg: Rowohlt 1958.
- 20 Aus dem umfangreichen Werk von Hermann Lenz sind hier *Die Augen eines Dieners* (1964), *Der Kutscher und der Wappenmaler* (1972) sowie *Dame und Scharfrichter* (1973) zu nennen.

Rezension:

Gunnar Müller-Waldeck: *Wolfgang Koeppen – ein Zielloser auf dem Wege* *Eine Liebeserklärung an den Außenseiter*

SABINE KOBURGER

Für keinen Autor hat sich der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki nach seinen eigenen Worten so eingesetzt wie für Wolfgang Koeppen. Er bezeichnete ihn Mitte der fünfziger Jahre als den modernsten deutschen Schriftsteller. Koeppens dritten Roman *Tauben im Gras* (1951) nannte er 2001 in einem Gespräch mit dem Journalisten Peter Voß in der Literaturreihe *Lauter schwierige Patienten* (zu denen Reich-Ranicki auch Koeppen zählte) ein Meisterwerk: „Ich glaube, und ich verkünde das seit 40 Jahren unentwegt [...]. Dies ist wahrscheinlich der beste deutsche Roman nach 45. Dies ist ein Meisterwerk der Literatur. Lest den Roman“, und schelmisch fügt er hinzu: „Aber das deutsche Volk liest ihn nicht“¹ Tatsächlich stand und steht der 1906 in Greifswald geborene Koeppen, was die Auflagenhöhe seiner Werke und die Leserschaft betrifft, immer im Schatten solcher Erfolgsautoren wie Hans Fallada, Günter Grass oder Erich Maria Remarque. Dabei mangelt es ihm nicht an Preisen und Auszeichnungen, neben vielen anderen wurde ihm 1962 der renommierte Georg-Büchner-Preis verliehen, 1990 die Ehrendoktorwürde der Universität Greifswald. Aber Koeppens rhythmische Prosa voller Symbole und Metaphern galt in den fünfziger Jahren ob ihrer ungewohnten Modernität als schwie-

rig zu lesen, und ganz zu Unrecht hat sich dieser Ruf über die Jahrzehnte erhalten, was so manchen Leser womöglich von vornherein abschreckt.

Nun hat der Germanist und emeritierte Hochschullehrer der Universität Greifswald Gunnar Müller-Waldeck einen Sammelband mit Beiträgen über und von Koeppen vorgelegt, der uns nicht nur den Zugang zum Verständnis dieses Schriftstellers erleichtert, sondern Lust darauf macht, seine Romane endlich zu lesen – oder auch erneut zu lesen, nach allem, was wir in den Texten Neues erfahren und an intimen Einblicken in Koeppens unstetes, schwieriges Leben gewinnen.

Der Verfasser hat in seinem Buch (publiziert im Verlag Edition Pommern 2023) verstreute Publikationen über Koeppen zusammengefasst. Die 24 unterschiedlichen Textsorten – Aufsätze, Essays, Studien, Betrachtungen, Interviews – sind motivisch und nur zum Teil chronologisch geordnet. Man muss das Buch also nicht streng vom Beginn bis zum Ende durchlesen, sondern kann sich Texte herausgreifen, die besonders interessant erscheinen. Locker und unterhaltsam geschrieben, ergeben die einzelnen Teile in ihrer Gesamtheit ein Bild des Schriftstellers, das zugleich ein Zeitbild unterschiedlicher Epochen ist, erlebte doch Koeppen, der am 15. März 1996 in München im Alter

von 90 Jahren starb, in seiner Kindheit noch das wilhelminische Kaiserreich.

Müller-Waldeck macht keinen Hehl aus seiner Wertschätzung für Koeppen, die 1976 mit einem „Erweckungserlebnis“ begann, nämlich mit der Lektüre des Erzählfragments *Jugend*, das in der Bibliothek Suhrkamp als Band 500 erschien und übrigens sowohl von der Kritik als auch den Lesern überaus positiv aufgenommen wurde. Inzwischen ist es auch als Hörbuch erhältlich. Losgelassen hat ihn dieser Autor über die Jahrzehnte nie. In seinem Vorwort stellt er fest, dass es neben Brecht und Fallada immer wieder das Werk Koeppens gewesen sei, das ihn angezogen und zu Nachforschungen, Ausstellungen, Seminaren und Publikationen angeregt habe.

Erstmals begegneten sie sich 1985 in Ost-Berlin, danach lernte er Koeppen auch persönlich näher kennen, und es entwickelte sich eine, wie Müller-Waldeck schreibt „bis zu seinem Tode anhaltende gute und freundschaftliche Beziehung“. Er empfand es als eine besondere Auszeichnung, anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde die Laudatio halten zu dürfen, die er ebenso wie Koeppens Dankesworte in diesen Band aufgenommen hat.

Der erste Text mit dem Titel *Der Annaburger Zögling* beschreibt, ausgehend vom Prosatext *Jugend*, der die Leiden eines Kindes thematisiert, die Verknüpfungen zwischen Koeppens Kindheit und seinem fiktionalen Text. Müller-Waldeck lässt die ehemalige „Militärische Knabenerziehungsanstalt“ Annaburg vor unseren Augen lebendig werden, deren Zögling der junge Koeppen gewesen war, bis ihn die Revolutionswirren 1918 aus der Strenge der Anstalt befreiten und er zur

Mutter nach Ortelsburg in Masurien zurückkehren konnte. Die Tatsache, dass Koeppen diese Einrichtung besucht hat, war bisher nicht bekannt; das hat erst Müller-Waldeck durch seine Recherchen enthüllen können. Im zweiten Beitrag des Bandes *Erste Aspekte der Sozialisierung als Autor. Wolfgang Koeppens erster Startversuch in das Reich der Literatur* erfährt der Leser mehr über Koeppens Kindheit. Koeppen wurde unehelich am 23. Juni 1906 in Greifswald geboren, ein Makel im Kaiserreich, den heutige Leser kaum noch verstehen werden, ein Trauma, das ihn lebenslang nicht loslassen wird. Die Großmutter war eine verarmte Gutsbesizertochter, die nach ihrer Scheidung einen sozialen Abstieg erleben musste. Die Mutter Maria, bei Geburt des Sohnes 29 Jahre alt, musste sich als Näherin durchschlagen, obwohl ihre Begabung sie zum Theater zog – es gelingt ihr irgendwann, eine Anstellung als Souffleuse in den Theatern Putbus und Greifswald zu bekommen. Sein Vater, ein Privatdozent für Augenheilkunde und passionierter Ballonfahrer, wird ihm erst mit 14 genannt; zu einem offiziellen Kontakt kommt es nie. Der junge Koeppen erlebt früh die ständigen Demütigungen, die Armut mit sich bringt: Er muss mit 14 die Schule verlassen, es folgen eine abgebrochene Buchhandelslehre, Gelegenheitsjobs, kurzzeitige Theater-Versuche.

Gleichwohl bietet ihm seine Kindheit auch die andere Seite des Lebens: Aufenthalte im Haus des Onkels, eines angesehenen Bau-rats, in Ortelsburg: hier findet der Lesehungrige eine große Bibliothek, besucht das Realgymnasium, gehört zu den „besseren Familien“ der Stadt. Müller-Waldeck lässt einen ehemaligen Spielgefährten zu Wort kommen, beschreibt Wohn-

umfeld und Menschen und analysiert Koeppens erstes Theaterstück mit dem Titel *Gleichnis*, geschrieben für eine Aufführung der Nachbarskinder. Fotos und eigene Erinnerungen Koeppens sowie dessen erste Gedichte und ein im Jahr 2000 vom Verfasser geführtes Interview mit der Bäckersfrau Anni Neubert, die ihre Kindheit in Ortelsburg verbracht hatte, geben dem Leser einen plastischen Eindruck dieses Lebensabschnittes.

Als die Mutter 1919 nach Greifswald zurückkehrt, stürzt er zurück in die harte Realität des „Unterprivilegierten“, und als sie stirbt, steht er mit 19 Jahren ganz allein da. Wie es mit ihm weitergeht, erfahren wir in den ganz unterschiedlichen Beiträgen. Beschrieben wird das kurze Gastspiel am Wismarer Theater, ein ausführlicher Text widmet sich der Vaterfigur, andere Beiträge erhehlen Bezüge zu Caspar David Friedrich, Friedrich Schiller, Hans Werner Richter und zu seinem Verleger Siegfried Unseld vom Suhrkamp Verlag. Günter Grass spricht in einem Interview über sein Verhältnis zu Koeppens Werk. Besonders aufschlussreich sind die beiden Gespräche, die Müller-Waldeck zu unterschiedlichen Zeiten mit Koeppen führt. Darin geht es u. a. um Heimat, Landschaft, Musik, natürlich um das Schreiben, Literatur und literarische Vorlieben sowie einzelne Lebensstationen.

Den Abschluss bildet ein Text über die Bilder der Fotografin Nomi Baumgartl, die zusammen mit Sabine Brantl 1998 einen Fotoband mit Texten des Schriftstellers vorgelegt hat. Ein einzigartiges, ganz besonderes Werk, denn Koeppen war lebenslang fotoscheu. „Die eindrucksvollen Bilder erfassen auf eigenartige Weise die Existenz dieses ‚einsamen Schreibtischflüchters‘, als der Koeppen sich sah, schreibt

Müller-Waldeck. Reich-Ranicki hat das Phänomen des ‚Schreibtischflüchters‘ in seiner provokanten Art und Weise drastischer ausgedrückt: „Er war der faulste Mensch, den ich kennengelernt habe.“ Und merkte gleich noch an: „Er hat sehr viel gelesen, war ein Großstadtmensch, las Zeitung, ging in teure Restaurants und hatte nie Geld.“²

In Müller-Waldecks Band findet sich am Ende die Feststellung: „Wolfgang Koeppen war als Autor (*Tauben im Gras, Das Treibhaus, Tod in Rom, Jugend*) ein genauer, scharfer und unnachsichtiger Chronist, der nicht davor scheute, sich bei der Kritik in die Nesseln zu setzen. Als Privatmann aber gehörte er zu den Stillen im Lande, zu den Zurückhaltenden und Einsamen, die – und das ist die Dialektik – sich im Ernstfall auf einen verlässlichen und keineswegs kleinen Freundeskreis stützen können.“ Koeppens Werk, so Müller-Waldeck an anderer Stelle, habe für moderne Leser an Leuchtkraft gewonnen, sei nicht, wie z. B. das von Heinrich Böll, „leicht vergilbt“. Was noch fehlt, möchte ich zustimmend hinzufügen, ist die große Koeppen-Biografie. Wann und von wem wird sie wohl geschrieben werden?

Gunnar Müller-Waldeck
*Wolfgang Koeppen –
 ein Zielloser auf dem Wege*
 Edition Pommern 2023
 222 Seiten mit Abbildungen
 19,95 Euro

¹ https://literaturkritik.de/public/artikel.php?art_id=1005&ausgabe=40 (20.10.2024). Eine Video-Aufzeichnung des Gesprächs ist bei YouTube unter der Adresse https://www.youtube.com/watch?v=dV1pQtjQ_Ls zugänglich.

² Ebd.

Die 33. Hans-Fallada-Tage

Ein Rückblick

Freitag, 19. Juli

Die Eröffnungsveranstaltung

Diesmal ist es eine besonders feierliche Eröffnung: Die Veranstaltung wird von Niels Badenhop's Harfenspiel umrahmt. Niels Badenhop begann seine musikalische Ausbildung am Gymnasium Carolinum seiner Heimatstadt Ansbach, wo er bereits als Gesangssolist hervortrat. Er spezialisierte sich früh auf den Bereich der Alten Musik und belegte etliche Meisterkurse. Als Gesangssolist und an der Barockharfe trat er mit seinem Ensemble Celeste Sirene bei allen großen Festivals für Alte Musik auf und produzierte mehrere CDs.

Er spielt zu Beginn das Beethoven-Lieblingslied Falladas, dann eröffnet wie immer der Vorsitzende Michael Töteberg die 33. Hans-Fallada-Tage. Heiko Miraß, Parlamentarischer Staatssekretär für Vorpommern und das östliche Mecklenburg, Thomas Müller, Zweiter Staatssekretär, und weitere offizielle Gäste sind gekommen. Bürgermeisterin Constance von Buchwaldt knüpft in ihrer Rede an das Motto des Feldberger Karnevalsvereins an: „Immer langsam voran, immer langsam, dass Feldberg Schritt halten kann.“ Sie überbringt eine gute Nachricht: Der Garten Falladas wird in seinem gegenwärtigen Zustand in die Liste

der denkmalgeschützten Gärten aufgenommen! Wunderbar!

Für den 1,97 m großen Heiko Miraß muss das Mikrofon umgebaut werden. Er betont in seiner Rede die Ähnlichkeit mit Hiddensee und dem Gerhart-Hauptmann-Haus.

Und dann geht es auch los mit der ersten Buchvorstellung. Marlene Hofmann, ausgebildete Journalistin und im Museum Burg Posterstein für Öffentlichkeitsarbeit zuständig, hat mit ihrem lesenswerten Buch *Hans Fallada in Tannenfeld und Posterstein* eine weitere Fußnote in der Fallada-Biografie gefüllt. Falls Sie Lust bekommen, Burg Posterstein zu besuchen, es



Foto: Wolfgang Behr



Foto: Wolfgang Behr



Foto: Winfried Braun



Foto: Wolfgang Behr



Foto: Winfried Braun



Fotos: Wolfgang Behr

gibt dort auch ein gemütliches Café, das an Hans Fallada erinnern soll.

Als nächstes stellt der Leiter des brandenburgischen Literaturbüros Peter Walther die neue Sonderausstellung des Hans-Fallada-Museums vor. *Der Traum vom Fernhören. Literatur im Rundfunk der Weimarer Republik* ist eine umfassende Schau der Beziehungsgeschichte von Literatur und Rundfunk zwischen 1923 und 1933. Was Kurator, Autor und Herausgeber Walther und sein Team hier an Arbeit geleistet haben, ist wahrlich beeindruckend. Anlass für die Präsentation sind 100 Jahre Rundfunk. Ein Rundfunk-Abonnement kostete übrigens Anfang der zwanziger Jahre 25 Goldmark, das war richtig viel Geld. Zunächst gab es nur wenige Abonnenten, aber 1924 belief sich ihre Zahl schon auf eine halbe Million. 1933 übernahm Goebbels die Kontrolle über den Rundfunk, was Massenentlassungen und für die Chefs KZ-Haft bedeutete.

Für den heutigen Rundfunk wünscht sich Walther „wissen vor

meinen“. Da kann man ihm nur zustimmen und das auch auf andere Medien ausdehnen. Diese Ausstellung vermittelt einen Schatz an Wissen in übersichtlicher Form – ein Besuch im Scheunensaal des Museums ist lohnenswert.

Die Eröffnungsveranstaltung schließt mit einem ländlichen Tanz, der uns in den Garten begleiten soll, von einem Barockkomponisten für Harfe transkribiert.

Sabine Koburger

» BESUCHERMEINUNGEN

Winni Braun: „Was Marlene Hoffman zu erzählen hatte, ist für die Fallada-Forschung eine ganz wichtige Sache, vor allem, da aus der Kindheit und Jugend Falladas, wie sie selber betonte, ganz wenig bekannt ist, es kaum etwas Überliefertes gibt. Insofern ist der Vortrag von der Sache her eine sehr wichtige Sache, und es ist ein gutes Buch, das sie abgeliefert hat. Peter Walther, man merkt es, ist das Sprechen gewohnter, er kann es, und was er mitzuteilen hat, ist natürlich außerordentlich detailreich, war interessant, weil wir ja diese Zeit selber nicht erleben konnten. (...) Ins-

gesamt würde ich sagen, wie immer ein gelungener Auftakt und Dank der Hans-Fallada-Gesellschaft.“

Heinz und Petra Hilbert: „Wir kommen aus Leipzig, sind seit 15 Jahren jedes Jahr in Cawirtz um dieselbe Zeit hier, um der Person Hans Fallada zu huldigen, aber auch wegen der schönen Landschaft, den tollen Menschen, die man hier antrifft, und natürlich auch, um die hfg zu unterstützen.“

Günther Rudek: „Man hat in jedem Jahr neue, schöne Erlebnisse und Begegnungen. Ich bin seit 1994 regelmäßig zu den Fallada-Tagen, und es ist ein fester Programmpunkt in der Jahresgestaltung.“

Abendveranstaltung

Miss Merkel. Mord auf hoher See.

Lesung mit dem Autor David Safier, an dessen Seite der Illustrator Olf (Oliver Kurth)

Auf David Safier hatten sicher schon viele gewartet, zählt er doch zu den erfolgreichsten Autoren der letzten Jahre. Seine Idee, die Ex-Kanzlerin als Meisterdetektivin à la Miss Marple zur Heldin seiner Krimis zu machen und sie in heiter-



Autor David Safier



David Safier und Schnellzeichner Oliver Kurth (Olf) Fotos: Wolfgang Behr



Foto: Wolfgang Behr

komischen Romanen agieren zu lassen, erwies sich als außerordentlich erfolgreich. Nicht jeder mag so viel Quatsch, aber Millionenaufgaben im In- und Ausland sprechen für sich. Ohne die Illustrationen von Oliver Kurth wäre alles natürlich nur halb so schön. Der Abend bei warmem Sommerwetter im Außentheater wurde dann auch richtig vergnüglich, das Publikum durfte an kleinen Krimi-Tier-Geschichten mitwirken, und am Ende gab es viel Beifall.

Sabine Koburger

Sonntag, 20. Juli

Die Mitgliederversammlung

Nein, keine Angst! Ich möchte Sie nicht mit einer detaillierten Schilderung der Mitgliederversammlung 2024 langweilen. Zu oft musste ich in den vergangenen Jahren darüber berichten, fragte mich immer wieder: Wozu dies, denn es steht doch alles in den Protokollen. Und über spektakuläre Ereignisse, wie hitzige Diskussionen, lautes Türschlagen, spontane Ämterniederlegungen oder Austritte gab es zum Glück nichts zu berichten.

Also meine Anfrage an den Vorstand und meine Redaktionschefin im Vorfeld der Hans-Fallada-Tage: Wollen wir nicht auf den obligatorischen Bericht über die Mitgliederversammlung verzichten? Meiner Vermutung, Autor und Leser wären erleichtert, wurde zugestimmt.

Also in diesem Jahr kein Bericht, ein Novum. Wenn die Mehrheit ihn allerdings weiter haben möchte, dann tun Sie es uns kund. Ich werde mich dann 2025 wieder damit quälen. Für den Verlust des Berichtes haben wir in diesem Jahr eine Neuerung eingeführt: Nämlich, Besucher der Veranstaltungen zu den Veranstaltungen zu befragen. Wie hat es gefallen oder nicht. Was kann man verbessern, was soll bleiben. Einzelne Auszüge werden Sie in dieser Rubrik schon mal hin und wieder finden, ob wir es weiterführen, wissen wir noch nicht.

Eines muss natürlich unbedingt berichtet werden. Doris Haupt, intime Kennerin und gefragte Beraterin in allen Angelegenheiten der hfg, wurde für ihre langjährige



Foto: Wolfgang Behr

verdienstvolle Tätigkeit als Assistentin des Vorstands die Ehrenmitgliedschaft der hfg verliehen. Es gab nicht nur viel zustimmenden Beifall, sondern „standing ovations“. Herzlichen Glückwunsch, liebe Doris, und gut, dass wir Dich noch weiter bei uns haben!

Sabine Koburger und
Lutz Dettmann

**Kinderveranstaltung
am Nachmittag
Geschichte vom goldenen Taler
Puppentheaterstück mit der
Theatermanufaktur Dresden**

„Ach, wenn wir nur den goldenen Taler hätten!“ Ein Stoßseufzer, den man mit anderen Worten auch heute noch hört! Die Kulisse – groß gebaut, bunt phantasieanregend, praktisch. Eine Hand erscheint zu Beginn, ein überdi-

mensionaler Kopf, dann sehen wir die Puppenspielerin Bianka Heuser, die den Anfang der Geschichte von dem Mädchen Anna Barbara erzählt. Dann die Figuren: die Großmutter, Anna Barbara, Hans Geiz, das kleine Männlein, die bösen Hunde. „Die Zeit ist viel zu schade für Angst.“ Damit hat Hans Geiz zweifellos recht! Das sollten wir uns heute auch zu Herzen nehmen.



Foto: Wolfgang Behr



Musik an prägnanten Stellen, die Puppenspielerin imitiert gekonnt verschiedene Stimmen – alles ist stimmig bei diesem Spiel. Ich fand es spannend, einfühlsam, ganz nah an Falladas Text – ein gelungener Nachmittag selbst für Erwachsene. Und was sagten die Kinder im Anschluss? Die Interviews sind leider nicht mehr abrufbar, Entschuldigung, liebe Kinder, die ihr so schön gesprochen habt! Alles in allem kam bei den kleinen Gästen das Puppenspiel sehr gut an.

Sabine Koburger

In der Dorfkirche Carwitz

Du stirbst im Fliegen

Lesung und Literaturgespräch mit dem Autor Jörn van Hall

Das Innere der Carwitzer Kirche nimmt mich immer wieder gefangen. Die schlichte Ausstattung des Kirchenraums mit seinem kargen Schmuck, das Helle der Wände, die einfachen Bänke. Die Ausstattung reduziert, um die Gläubigkeit der Bauern während der Predigt oder des Gedenkens nicht vom Wesentlichen, dem Glauben, abzulenken. So sehe ich Generationen von gottesfürchtigen Bauern in ihrer Fest-

tagstracht ihrem Pfarrer lauschen. Das alles ist natürlich nur Kopfkino! Also, den Vorhang fallen lassen ...

Die Lesung am Sonnabendnachmittag in der Carwitzer Kirche war allerdings wirklich eine besondere Lesung für mich – nicht nur, weil ich das Buch und seinen Autor kenne, sondern weil wir sofort den richtigen Draht, oder dieselbe Wellenlänge bei der Vorbereitung dieser Lesung gefunden hatten. Jörn van Halls Buch *Du stirbst im Fliegen* hatte mich beim Lesen wie kaum ein anderes Buch der letzten Jahre in seinen Bann gezogen, denn diese Erzählung unterscheidet sich wesentlich von den anderen Flüchtlingstexten, die ich bisher gelesen habe. Diese Erzählung ist voller Poesie, kommt ohne Polemik aus. Jörn van Hall schildert Menschen am Rand der Gesellschaft, den Flüchtling Mourad, der versucht, seinen Platz im Dorf zu finden, die alkoholranke Postfrau Irma, Helene, die ihr Gedächtnis verliert – man muss diese Menschen als Leser fast lieben, so menschlich werden sie gezeichnet. Doch ich will dieses Buch nicht rezensieren. Man findet genug

Rezensionen und Meinungen im Internet, ich möchte diese Veranstaltung kurz skizzieren. Jörn van Hall, viele Leser kennen ihn als Leiter des Steffen Verlages noch mit dem Namen Jörn Runge als Gast der Hans-Fallada-Tage, legte 2023 mit seinem Buch *Du stirbst im Fliegen* sein erstes Prosawerk vor und erlangte mit seinem Text deutschlandweit Beachtung. So war die Carwitzer Kirche gut gefüllt. Doch bevor der Autor nach meiner Einführung, seinen ersten Text vorstellte, eröffnete Niels Badenhop mit dem Stück *Einsamkeit, du Qual der Herzen* von Johann Philipp Krieger und nahm die Zuhörer mit auf eine Reise in das Mittelalter. Danach las der Autor vier Kapitel, nämlich: *Der Satz schmerzt, Die Pelzkappe, Etwas Abstruses* und *Warte ab*.

Niels Badenhop beschloss den ersten Leseteil mit den beiden Liedern von Giulio Caccini *Torna, deh, torna* und *Al fonte, al Prato*. Ich spürte, dass die Zuhörer von dieser gelungenen Synthese aus mittelalterlicher Musik, einem poetischen Text und dem dazu passenden Ort der Veranstaltung beeindruckt



Foto: Wolfgang Behr

waren. Mir ging es ebenso! Ich wollte von Jörn van Hall einiges über sein Buch erfahren, fragte ihn, ob es Vorbilder für seine Romanfiguren gab, erzählte ihm, wie sein Buch auf mich gewirkt hatte. Er bestätigte mir meinen Eindruck, denn so wie ich hatten viele Leser seinen Text auch als fast lyrisch gefunden. Erstaunt war ich, als er mir sagte, dass es in den sozialen Medien, trotz dieses die Gesellschaft spaltenden Themas, keine ihn kritisierenden Stimmen gab. Jörn van Hall gab dann noch einen kleinen Einblick in seinen gerade erschienenen Roman *Was am Ende blüht*, bevor der Musiker mit Harfe und Gesang den zweiten Leseteil eröffnete.

Das Bellen, Das Paradies, Schwarze Tränen und Ertragen, so die kurzen Kapitel, die gelesen wurden. *Passacaglia della vita* von Stefano Landi bildete das musikalische Ende der Veranstaltung. Der lange Beifall nach meinem Dank und dem Übergeben der Geschenke unterstrich die Besonderheit dieser Veranstaltung. Alles harmonierte, bildete einen Genuss der Sinne. Für mich, ohne Übertreibung, denn im Anschluss hörte ich dies auch von anderen Zuhörern, eine der schönsten Lesungen, die wir in der Carwitzer Dorfkirche veranstaltet haben.

Lutz Dettmann

” BESUCHERMEINUNG

Jürgen Malchow: *„Mein Gefühl war eigentlich, dass sie aktuell war, diese Veranstaltung, weil wir ja wirklich auf turbulente Zeiten zustoßen. Ich finde eine totale Bereicherung von der Musik her. Auch sagen wir einmal, den Rückblick wie die Renaissance entstanden ist, war auch für mich neu. Und viele Anregungen muss ich sagen und ich habe mich jetzt für das zweite Buch ent-*

schieden, weil das ganz spannend ist, die Problematik, die mich sehr interessiert, weil ich da auch meine eigene Biografie habe.“

Abendveranstaltung

Fallada. Ein Leben im Rausch

Lesung mit Rainald Grebe, Tilla Kratochwil und Lutz Wessel

Wie schön, dass die Pandemie auch Positives hervorgebracht hat. Drei Literaturverbundenen ist es in dieser Zeit nämlich gelungen, sich schöpferisch zusammenzutun und ein Hörspiel zum Thema *Ein Leben im Rausch* über Fallada zu entwickeln. Das taten der Dramaturg, Schauspieler, Comedian und Komponist Rainald Grebe, die Theater- und Filmschauspielerin Tilla Kratochwil sowie der Fernsehschauspieler Lutz Wessel in ihrem Domizil in der nördlichen Uckermark, unweit von Carwitz, wo man sich im nahen Museum bei Fallada viele Anregungen holen konnte.

Bei sommerlichen Temperaturen lauschten die zahlreich erschienenen Gäste den Ausführungen. Die Fallada-Gemeinde weiß um Falladas Leben, das allein schon spannend wie ein Krimi ist,



v.l.n.r. Tilla Kratochwil, Rainald Grebe, Lutz Wessel Foto: Wolfgang Behr

und das uns hier in Ausschnitten präsentiert wurde. Bei der Lesung wurde deutlich, wie der junge Rudolf Ditzen die Welt vor allem durch die Bücher kennenlernte, die es im elterlichen Haus reichlich gab. Swift, Scott, Balzac, Tolstoi – schön durcheinander – sollten ihm die Richtung geben. Wie es mit ihm weiterging, ist bekannt. Ich wiederhole die Stationen, die uns die Lesung sehr überzeugend nahebrachte, nicht. Wie habe ich sie aufgenommen? Vieles kenne ich als Mitglied der Fallada-Gesellschaft vom Leben des berühmten Autors, muss aber sagen, dass die von Tilla Kratochwil gebrachten Passagen über Falladas Verhalten mich besonders bewegt haben, da sie Unbeholfenheit, Liebesempfin-



Eröffnung durch Edzard Gall Foto: Wolfgang Behr

den und Ehrlichkeit des doch so umstrittenen Ditzen-Charakters sehr schön transparent machten. Dass Ditzen im Laufe seines Lebens – besonders des frühen – viel Hin und Her zu ertragen, viele unterschiedliche Landstriche Deutschlands zu durchmessen hatte, machte Lutz Wessel durch die treffliche Wiedergabe verschiedener deutscher regionaler Sprachvarianten (Thüringisch, Sächsisch) unterhaltsam klar. Insgesamt konnte der Erfolgsautor als anständiger Mensch mit allen seinen offensichtlichen Problemen – auch in der Nazi- und Nachkriegszeit – sichtbar gemacht werden. Ich selbst hätte mir einen noch lebendigeren Vortrag gewünscht. Die Fallada-Experten konnten kaum Neues entdecken, was natürlich auch schwer ist. Summa summarum, das Dreierteam hat ein rundes Fallada-Leben zu Gehör gebracht. Besonderer Dank gebührt Rainald Grebe, der bei Fakten- und Textauswahl wohl die Vorarbeit leistete, so dass eine solche Lesung zustande kommen konnte, die einen informativen und emotionsgeladenen Überblick ermöglichte. Es gibt immer zwei Wahrheiten. Bei Falladas Leben ganz bestimmt! Und das konnte vermittelt werden.

Liane Römer

” BESUCHERMEINUNG

Luise Gall: „Leider, leider gehe ich relativ selten zu kulturellen Veranstaltungen, deswegen war es für mich wieder schön, einmal wieder etwas anders zu machen. Es hat mir sehr gut gefallen. Vor allem auch, wie die Veranstaltung aufgebaut war, so dialoghaft mit den Briefen, und man hat auch viel von einem guten Bild gesehen, die Geschichte hat einen richtig mitgenommen.“

Fabian oder der Gang vor die Hunde Filmvorführung im Rahmen der 19. Carwitzer Museumsnacht

Ein Filmdrama von Dominik Graf nach dem Roman *Fabian. Die Geschichte eines Moralisten* von Erich Kästner. Die Premiere des Films fand 2021 beim Wettbewerb der Internationalen Filmfestspiele in Berlin statt.



Foto: Wolfgang Behr

Die Filmnacht

Sonntag, 21. Juli

Ehrung Hans Falladas zum 131. Geburtstag Ehrung am Grab

Die Sonnemeite es am Sonntagmorgen wieder gut, ja, fast zu gut mit uns, als wir uns auf dem Friedhof versammelten, um an Hans Falladas Geburtstag den Schriftsteller zu ehren. Niels Badenhop mit seiner Harfe eröffnete die Ehrung, und wir wurden Zeugen ei-

ner Weltpremiere, denn für diese Ehrung hatte der Künstler Hans Falladas Gedicht *Gesang zu zweien* vertont. Es entstand schon eine besondere Atmosphäre, dieses Gedicht erstmals mit dem Klang der Harfe an diesem besonderen Ort zu hören. Und es sollten noch zwei vertonte Gedichte Falladas als Premieren musikalisch und gesanglich vorgetragen werden. In einer kurzen Rede erinnerte Michael Töteberg an die Carwitzer Jahre

des Schriftstellers, berichtete aus dem Alltag der Familie, dem Bau einer Bewässerungsanlage, von den Ernteerträgen und dem Bienenhaus. Zum Abschluss zitierte er aus Hans Falladas Erinnerungsbuch *Heute bei uns zu Haus*: „Dieses Buch gibt Bilder aus dem Familienleben eines Schriftstellers auf dem Lande.“ Und weiter: „Dies ist eine kleine Welt, die ich mir erschaffen.“ In dieser Welt verbrachte er die glücklichste Zeit seines Lebens. Danach las Lutz Dettmann einen Auszug des dritten Kapitels aus Hans Falladas Roman *Das Märchen vom Stadtschreiber, der aufs Land flog*, bevor Michael Töteberg und Edzard Gall den Dichter mit einem Blumenstrauß ehrten und gemeinsam mit allen Anwesenden seiner gedachten. Auch Anna Ditzens wurde mit einem Blumenstrauß gedacht, stand sie doch viele Jahre an der Seite ihres Mannes und unterstützte ihn. Falladas Gedicht *Zueignung*, erstmals vertont, erklang. Niels Badenhop setzte den musikalischen Schlusspunkt mit dem Gedicht *Stummes Herz*.

Eine für mich besondere, ja denkwürdige Veranstaltung, war ich doch Zeuge dreier Uraufführungen. Ich denke, auch der Dichter hätte sich gefreut, seine Gedichte in dieser Form zu erleben.

Lutz Dettmann

Am Nachmittag

Kinder von Hoy

Lesung mit der Autorin und Fallada-Preisträgerin Grit Lemke

Ein Anliegen der Hans-Fallada-Tage ist es immer, Preisträger vorzustellen, die mit dem Hans-Fallada-Preis der Stadt Neumünster ausgezeichnet wurden. Dies gelingt mal mehr, mal weniger zeitnah. Aber an diesem Sonntagnachmittag war die Dokumentar-



Fotos: Wolfgang Behr



Verleihung des Hans-Fallada-Preises in Neumünster 2024, v.l.: Anna-Katharina Schättinger (Stadtpräsidentin), Grit Lemke (Preisträgerin), Tobias Bergmann (Oberbürgermeister) Foto: Stephan Beitz

filmerin und Autorin Grit Lemke zu Gast, die gerade erst im März die Auszeichnung in Neumünster entgegengenommen hatte. Der Preis war ihr für ihren dokumentarischen Roman *Kinder von Hoy. Freiheit, Glück und Terror*, erschienen 2021 im Suhrkamp Verlag, zuerkannt worden.

Grit Lemke erzählte eingangs, dass ihre Bezüge zu Fallada und der Feldberger Landschaft eher spärlich waren. Immerhin hatte sie in den 1980er Jahren im Feldberger Archiv gearbeitet, allerdings am Bestand zu Brigitte Reimann, und in ihrer Bibliothek fand sie eine Ausgabe von Falladas *Blechnapf*, die sie als Jugendliche gelesen hatte.

In ihrer Preisrede in Neumünster sagte sie: „[...] es gibt nur eine einzige Stelle, die ich im ganzen Buch unterstrichen habe: „Die haben ihm doch fünf Jahre lang jede Entscheidung abgenommen. Die haben gesagt: ‚Friß!‘, und da hat er gefressen. Die haben gesagt: ‚Geh durch die Tür!‘, und da ist er durchgegangen, und: ‚Schreib heute!‘,

und da hat er heute seinen Brief geschrieben.“

Es war der eingeschränkte Himmel, der enge Horizont, der mich 1986 beschäftigte. Das Scheitern des Willi Kufalt in der Freiheit war für mich zu jener Zeit offenbar wenig interessant. Anders heute. Fast atemlos und voll mitfühlender Qual folge ich dem Bemühen dessen, der dazugehören möchte zu den vermeintlich ‚Anständigen‘. Der alles richtig machen möchte – und es ist so falsch. Denn es geht gar nicht darum, was er macht. Sondern nur, wer er ist bzw. viel weniger als das: woher er stammt.“

Der Preis war für Grit Lemke Anlass, Fallada noch einmal neu zu lesen, wobei sie feststellte, dass beider literarische Ansprüche und Anliegen durchaus zusammenpassen. Und wenn es bei Fallada im Vorwort zu *Bauern, Bonzen und Bomben* heißt: „Meine kleine Stadt steht für tausend andere und für jede große auch“, so passt das ebenso gut auf den Roman von Grit Lemke. Denn am Beispiel von Hoyerswerda, genauer der 1955 ge-



Grit Lemke bei ihrer Lesung im Scheunensaal Foto: Wolfgang Behr

gründeten Neustadt von H., lässt sie sieben Jahrzehnte ostdeutscher Geschichte lebendig werden, erzählt liebevoll, aber auch mit Augenzwinkern von den Glücksuchern und Goldgräbern, die in der Heide ein neues Gaskombinat und eine neue Stadt errichten, von den Familien, meist aus den umliegenden sorbischen Dörfern stammend, die sich in den neuen Wohnungen und im Schichtbetrieb des Arbeitsalltags einrichten, vom Weiterwachsen der Stadt und Heranwachsen der Kinder, die sich eine lebendige Kulturszene schaffen, von den ausländischen Vertragsarbeitern, die von den einen freundschaftlich aufgenommen, von anderen verächtlich behandelt werden, was nach der Wiedervereinigung Deutschlands in Hass und Gewalt umschlägt. Erschüttert liest man vom Auseinanderfallen der Stadtgesellschaft, von Massenentlassungen, von rassistischen Ausschreitungen, von Angriffen rechts gegen links, vom Wegzug der Jungen und Wegschauen der Politiker.

Es ist eine Stärke des Buches, dass die Autorin sehr dicht am Geschehen ist und ihre Protagonisten selbst zu Wort kommen lässt. Der Wechsel von Autoren- und Figurensprache bewirkt eine eindringliche Authentizität, vermittelt ein vielschichtiges Bild, in dem alle



DDR-Alltag in Hoyerswerda Fotos: Gerd Fügert

Empfindungen ihren Platz haben. Glück, Hoffnung, Zuversicht, Tristesse, Mut, Angst und Trotz werden in genau beobachteten und sprachlich originell wie präzise gestalteten Szenen miterlebbar. Und nebenbei: Das Buch enthält die schönste Hommage auf eine Kittelschürze, die zu hören ein besonderes Vergnügen war.

Einen visuellen Eindruck der Ereignisse vermittelte Grit Lemke zum Abschluss der Lesung mit einer Fotoauswahl aus dem Archiv des Fotografen Gerd Fügert, der den Alltag in Hoyerswerda über Jahrzehnte mit der Kamera festgehalten und die Kinder von Hoy auf ihrem Weg von der Kinderkrippe ins Erwachsenenleben begleitet hat.

Patricia Fritsch-Lange

Der Literarischer Spaziergang Unterwegs mit Fallada

Dieses Mal führte Museumsleiter Stefan Knüppel gemeinsam mit dem Gartenhistoriker Hannes Rother über das weitläufige Gelände. Der Gartenspezialist stellte seltene oder alte Pflanzensorten vor und

erläuterte gartenhistorische Hintergründe. Natürlich kam auch die musikalische Seite nicht zu kurz. Ein Spaziergang der besonderen Art also.

” BESUCHERMEINUNGEN

Ingrid Keil: „Die Führung durch das gepflegte Anwesen war für mich ein Höhepunkt der HFT. Besonders beeindruckt war ich von dem ganzjährigen großen Blumenbeet. Die Erläuterungen des Gartenhistorikers und die musikalische Umrahmung gaben dem Ganzen einen besonderen Rahmen“.

Dana Drechsel: „Also, er fing ja schon sehr schön an. Ich fand es sehr schön mit der Musik und der Erklärung, auch den Geschichten. Supergut durchdacht. Allerdings war es ein bisschen lang. Vielleicht könnte man es etwas kürzen, obwohl ich alles sehr, sehr interessant finde. Jedenfalls vom Informellen fand ich es mega-, megainteressant. Da erschließt sich einem natürlich viel mehr, wenn jemand, der Fachmann ist, die Führung macht.“

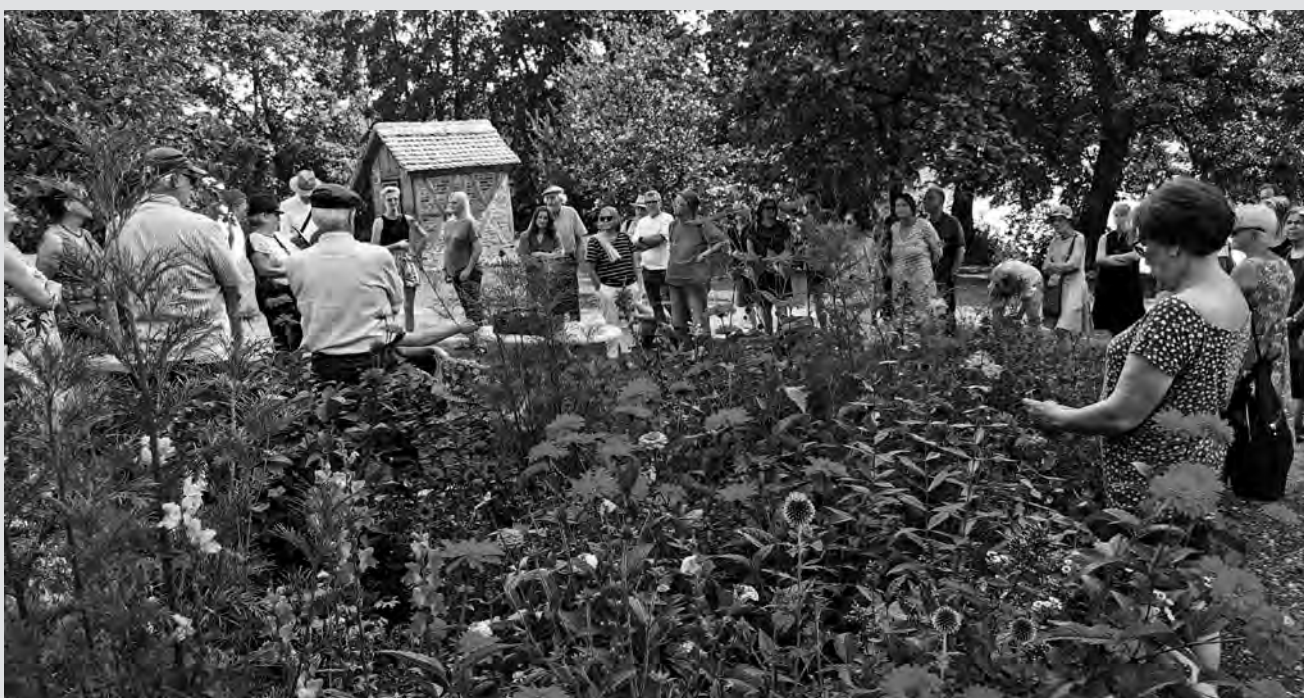


Foto: Wolfgang Behr



Fotos: Wolfgang Behr

Der Bauernprozeß beginnt!

Schno-Aufgebot vor dem Carl-Sager-Haus.

Der große Prozeß gegen sechs Angeklagte, die sich an den Unruhen am 1. August beteiligt haben sollen, begann heute morgen um 10½ Uhr im Carl-Sager-Haus. Ein Aufgebot von 58 Schupo-Leuten ist aus Kiel gekommen, um die Verhandlung vor jeder Störung zu sichern und die Absperrungen vorzunehmen. Um 10.25 Uhr herrscht im Saale noch gähnende Leere, nur wenige Zuschauer haben sich bisher eingefunden. Am Tisch der Pressevertreter ist es schon voller. Mehr Berichterstatter sollen allein aus Berlin kommen.

Den Vorsitz führte Landgerichtsdirektor Dr. Schöer. Die Anklage wurde vertreten durch den Oberstaatsanwaltschaftsrat Dr. Bomaner-Kiel. In der Nähe des Richtertisches gewährte man Herrn Stabrat Schwanbel als Richterstatler des hiesigen Magistrats, sowie den Generalstaatsanwalt Dr. Coing.

Um 10.30 Uhr wird das Publikum eingelassen, doch ist der Andrang nicht so stark, wie erwartet wurde. Auch sind nur wenige Landwirte eingetroffen.

Die Zeugenliste weist 107 (einhundertseben!) Namen auf, davon sollen 47 von der Staatsanwaltschaft und 60 von der Verteidigung geladen sein. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß alle diese Zeugen, deren Masse im wesentlichen nur Gleiches aussagen kann, vernommen werden, sonst wird sich die Beschränkung der Verhandlung auf drei Tage kaum durchführen lassen.

Unter den geladenen Zeugen sind von Neumünstern zu nennen: Bürgermeister Lindemann, Polizeioberinspektor Brader, sehr viele der hiesigen Polizeihauptmannschaft und fast die ganze Kriminalpolizei.

Um 10.30 Uhr nehmen die Angeklagten, der Diplombauwirt Walter Muthmann, der Hofbesitzer Paul Adam Rof, der Wädrmeister Johannes Markus Thies, der Dentist Max Bestmann, der Handlungsgehilfe Rudolf Jens, der Landwirt Johannes Hell, auf ihren Stühlen Platz. Herr Landgerichtsdirektor Schöer eröffnet um 10.35 Uhr die Verhandlung mit dem Aufruf der Angeklagten, die sämtlich erschienen sind. Verteidiger sämtlicher Angeklagten ist der Rechtsanwalt Lütgebrune-Göttingen. Der Dentist Bestmann wird außerdem von dem Rechtsanwalt Weber-Wendenburg verteidigt.

Bei der Feststellung der Schöffen stellt die Verteidigung den Antrag, den Stadiobesitzer Gabriel, der als Erbschöffe anwesend ist, als besangen abzulehnen, da es sich hier im wesentlichen um einen Streit zwischen der Stadtverwaltung Neumünster und dem Bandool handelt, und er daher als Partei anzusehen sei.

Diesem Antrag wird stattgegeben.

Es wurden nun die Personalien der Angeklagten festgestellt. Große Aufmerksamkeit erregt der Angeklagte Muthmann, dessen linke Hand verstümmelt ist. Sein Vater war Fabrikant, er hat die Realschule besucht, praktisch die Landwirtschaft erlernt und ist z. Bt. stellungslos. Der Landwirt Rof aus Flehderwurth, 1896 geboren, ist verheiratet, Vater zweier Kinder und hat den Krieg mitemgemacht. Er ist, wie schon erwähnt wird, vom Gericht angefordert, zwecks Feststellung seiner Identität dieselbe Kleidung anzulegen, die er am 1. August trug. Der Angeklagte Thies ist Wädrmeister in Wiemersdorf, Vater von 5 Kindern, Kriegsteilnehmer. Er ist wegen Körperverletzung verbestraft.

Der Dentist Max Bestmann aus Hohn ist mehrfach wegen Beamtenebeleidigung verbestraft. In letzter Zeit hat er eine Strafe von 2 Monaten Gefängnis erhalten, wegen Aufforderung zum Steuerstreik. Die Strafe ist aber noch nicht rechtskräftig. Der Handlungsgehilfe Jens in Marne ist im Geschäft seines Vaters tätig, nicht verbestraft. Der Landwirt Johannes Hell in Groß-Kampen sitzt auf eigener Stelle.

Der Vorsitzende verkündet sodann den Eröffnungsbeschluß.

Der große Bauernprozeß Neumünsters

Die Aussage der sechs Angeklagten — Florian Gegers schwarze Fahne im Gerichtssaal — Wie Oberinspektor Brader und Bürgermeister Lindemann die Augustvorfälle darstellen

Der Angeklagte Paul Adam Kofj ist Hofbesitzer in Flehderwuth, geboren 1892 dajest, verheiratet, Vater zweier Kinder. Er hat den Krieg mitgemacht. Er war aufgefördert worden, zur Feststellung seiner Identität in der gleichen Kleidung zu erscheinen, wie er sie am 1. Aug. getragen hat. Mit Rücksicht auf die kühle Witterung ist er diesem Verlangen noch nicht nachgekommen, wird aber eo. zu einem späteren Zeitpunkt die gewünschte Kleidung anlegen. — Der weitere Angeklagte Bäckermeister Johannes Markus Thies in Wiemersdorf ist verheiratet, Vater von fünf Kindern. Auch er ist Kriegsteilnehmer. Einmal wurde er wegen Körperverletzung vorbestraft. — Der Dentist Max Bestmann, dessen Vater Kaufmann war, ist unverheiratet. Er ist wegen Beamtenbeleidigung vorbestraft und kürzlich wegen Aufreizung zum Steuerstreik verurteilt worden. Die Strafe ist aber, da der Angeklagte Berufung eingelegt hat, noch nicht rechtskräftig. — Der Handlungsgehilfe Kubold Jens in Marne ist in dem Geschäft seines Vaters tätig, er ist im Jahre 1896 geboren. — Der Landwirt Johannes Hölft in Groß-Kampen, geboren 1864 in Moordiel, hat eine eigene Wirtschaft.

Der Vorsitzende verliest Johann den Eröffnungsbeschluss, laut dem den verschiedenen Angeklagten Aufruhr, Landfriedensbruch, Sachbeschädigung, gefährliche Körperverletzung, öffentliche tätliche Beleidigung und Aufreizung zur Last gelegt werden. Sämtliche Angeklagte werden durch Rechtsanwalt Luetgebrune-Göttingen, der Dentist Bestmann außerdem durch Rechtsanwalt Werner-Kendensburg verteidigt.

Nacheinander soll zuerst über den sogenannten Kampf um die Fahne, der in zwei Abschnitten zerfällt, über die Versammlung in der Viehhofhalle und über die Ansammlung vor dem Bahnhof verhandelt werden. Gestern wurde zuerst die Vernehmung der einzelnen Angeklagten durchgeführt, dann soll als erster Zeuge Bürgermeister Lindemann vernommen werden.

Der Vorsitzende fordert zuerst den Angeklagten Kofj, dem zur Last gelegt wird, daß er sich am Aufruhr als Räufelührer beteiligt hat, auf, eine Schilderung der Vorgänge vor der Tonhalle und beim Kampf um die Fahne zu geben. Kofj gibt an, daß lediglich eine Donation für den entlassenen Hamtens beabsichtigt worden sei. Die Anforderung dazu sei von Mund zu Mund erfolgt. Von irgendwelchen organisatorischen Vorbereitungen, durch die Teilnehmer aus den anderen Provinzen herbeigerufen worden seien, will er nichts wissen. Er ist auch an solchen Vorbereitungen nicht beteiligt. Wohl hat er das Kommando zum Untreten der Leute vor der Tonhalle übernommen, aber nicht, weil er Führer gewesen sei, sondern weil in der Landvolkbewegung jeder, der sich dafür besugt hält, das Kommando übernimmt. Vor der Tonhalle traten seiner Schätzung nach etwa 1600 Personen an. Gegen drei Uhr wurde die Fahne herausgebracht. Kofj will sie nie vorher gesehen haben, weiß auch nicht, woher sie stammt, ist aber auch nicht von ihrem Erscheinen überrascht gewesen, da er als selbstverständlich angenommen hat, daß bei einem Umzug auch eine Fahne mitgeführt wird. Der Zug war noch nicht in Bewegung, da kam der Polizeioberinspektor Brader und forderte von Muthmann die Uebergabe der Fahne. Von der Entfernung der Senle sei nicht gesprochen worden. Die Fahne war damals noch zusammengerollt. Muthmann habe nicht geantwortet, sondern Kofj nur angesehen. Darauf sei Kofj hinzutreten und habe die Fahne angefaßt, nachdem sie auch von Brader angefaßt worden sei. Er habe Brader darauf aufmerksam gemacht, daß die Fahne ein Symbol und der Umzug gestattet sei. Der Angeklagte gibt zu, daß Brader eine höfliche Bitte ausgesprochen habe, allerdings sei er sofort außerordentlich aufgeregt gewesen. Nun habe Brader sofort um Hilfe gerufen und sechs Polizeibeamte seien herbeigeeilt. Auf mehrere Rückfragen des Vorsitzenden wird von den Angeklagten dieser Sachverhalt dann dahin abgeändert, daß der Zug, aber ohne sein Zutun, in Bewegung gekommen sei und dadurch wäre Brader gemissermaßen überrannt worden. Zwei Zivilisten hätten in die Fahne gegriffen und sie heruntergerissen. Erst später

darauf aufmerksam gemacht, daß die Fahne gehandelt habe. Er, der Angeklagte, sei sofort zur Fahne geeilt, und habe die Senle umgebogen. Er könne so Einzelheiten über den Kampf um die Fahne nicht angeben. Er bestreitet auch, daß sich an der Spitze des Zuges ein sog. Stoßtrupp befunden habe, ganz ausgeschlossen sei es, daß eine Reihe von Führerpersönlichkeiten wie Welsche und von Salomon an der Spitze des Zuges gewesen seien, die Leute in der Spitze seien ihm sämtlich unbekannt gewesen. Die Polizeibeamten hätten nun sofort mit Gummiknüppeln losgeschlagen. Der Vorsitzende weist darauf hin, daß es doch sehr unwahrscheinlich sei, daß die Beamten sofort, ohne jede Herausforderung, mit der Waffe losgegangen seien, worauf Kofj erwidert: „Bei Brader halte ich nichts für unwahrscheinlich.“

Im weiteren Verlauf seiner Vernehmung erklärt der Angeklagte noch: „Ich bin bei dem Wirtswart bis an die Spitze des Zuges vorgezogen und habe die Senle umgebogen, um ein Unglück zu verhüten. Daß von Landleuten geschlagen wurde, habe ich nicht gesehen. Auch habe ich nicht gehört, daß gerufen wurde: „Schlagt sie nieder!“ oder: „Tödt ihn die Senle durch den Leib!“ Ich habe Herrn Brader ausdrücklich erklärt, was die Fahne zu bedeuten habe und daß sie weiter nichts darstelle als das Symbol der Landwirtschaft. Als ich den Zug entlang zurückeilte, konnte ich feststellen, daß der hintere Teil des Zuges nichts von dem wußte, was sich da vorn abspielte. Der Zug bewegte sich dann bis zum Haus Großflocken 15, wo sich der blutige Kampf abspielte, bei dem ich nicht zugegen war. Als ich die Spitze des Zuges wieder erreichte, schlugen die Beamten bereits mit der blanken Waffe drein. Muthmann kam mir schwervermundet und blutüberströmt entgegen. Der Arzt war schon zugegen und ich half beim Abbinden der Arme. Ich eilte dann dem Zuge nach und marschierte mit zur Viehhalle hinaus, wo Schwarzloch die Versammlung eröffnete. Es sprachen nacheinander Kuhl, Bestmann, Wulf-Ghendorf und andere. Dazwischen konzertierte die Kieler Stahlhelmpapelle. Es wurde eine Kommission gebildet, die mit dem Bürgermeister Lindemann verhandeln sollte. Das Auto für diese Kommission war bereits telefonisch bestellt, als die Kieler Schupo erschien. Die Versammlungsteilnehmer sangen gerade das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles“, als ein Polizeibeamter erschien und zur Bühne ging. Die Musik wurde rausgeschmissen und die Halle sodann von der Schupo mit Gummiknüppeln geräumt. Obwohl sich niemand zur Wehr setzte, wurde wild und wahllos drauflosgeschlagen. Als ich bei der Klärung einen Schupo-Offizier fragte, wo ich den Zug aufstellen lassen sollte, sagte dieser erregt: „Sie wissen doch, daß ihnen die rechte Straßenseite gehört!“

Es kommt nun die mit großer Spannung erwartete

Vernehmung des Fahnenträgers Muthmann.

Mit fester Stimme und in einer gewählten Ausdrucksweise gibt dieser 29jährige Mensch (eine sympathische Erscheinung) eine anschauliche Darstellung der Vorfälle, wobei er wiederholt Angriffe gegen die heutige Regierung unternimmt. Die Verschleppung von Hamtens sei von der Landwirtschaft als promovierend empfunden worden und mußte deshalb schon von vornherein stark beunruhigend wirken. Die schwarze Fahne ist mit einem Raketauto von Blön gekommen. M. betont ausdrücklich, daß der Senle mit einer Pionierschere vorher die Spitze abgetrennt wurde, daß ferner mit seiner Helle noch der letzte Grat abgenommen und daß auch die Spitze abgeschnitten wurde, um das Instrument gänzlich stumpf und un gefährlich zu machen. Auf Befragen des Vorsitzenden erklärt er: „Wir Landwirte betrachten uns als die Staatserhaltenden und nicht diejenigen, die Deutschland heute dauernd verraten.“ Es sei auch keinerlei Heimlichkeit um die Fahne gewesen, die er im Saal der Tonhalle in Gegenwart von etwa 1000 Menschen aufmontiert habe. Als er dann beim Herausretren auf die Straße das Tuch entfaltet habe, sei er von Brader aufgefordert worden, dieselbe nicht mitzuführen. Die Darstellung der Vorfälle bezieht sich nun zum größten Teil mit

den Ausführungen des Angeklagten Kof. Er betont dabei wiederholt, daß die Polizei ungesetzmäßig vorgegangen sei und daß er mit Recht die Fahne festgehalten habe. Vorl.: „Waren Sie es, der Brader den Säbel abgenommen hat?“ Angekl.: „Das war doch als Fahnenträger unmöglich. In solchem Fall müßte Brader ja ein ganz schlechter Soldat gewesen sein.“ Muthmann bestreitet außerdem, mit der Fahnenfange getroffen zu haben, da das wegen der Länge des Schafts unmöglich gewesen sei. Es sei in dem Tumult auch von Hülfskraft an dem Fahmentuch herumgezerrt worden. Brader habe einmal die Pistole gezogen und irgend jemand hätte geschrien: „Wit find hier keine Hulumer!“ Einen heißen Einbruch auf die Zuhörer macht nun die eingehende Schilderung des

aus dem Boden fliegend habe er dann die Fahne mit seinem rechten Arm krampfhaft umklammert, obwohl sechs bis sieben Beamte mit Säbeln und Gummihäupteln auf ihn eingeschlagen hätten. Von der linken Hand wurde der Zeigefinger abgeschlagen und zwei Finger verletz. Der rechte Arm habe mehrere Säbelstiche erhalten, die zum Teil Sehnen und Nerven durchschlagen haben, so daß der Arm noch heute gelähmt sei. Man habe ihn dann noch einige Meter fortgeschleppt, bis man ihm die Fahne entriß. Auch nachdem sei er noch weiter geschlagen worden, bis schließlich Zivilisten sich seiner angenommen und ihn herausgeführt hätten.

Das Gericht schreitet dann zur

Vernehmung des Angeklagten Bäckermeister Thieß.

Er sagt im Wesentlichen wie folgt aus: Ich befand mich zunächst ganz hinten im Zuge, lief dann aber nach vorne, um die Fahne zu sehen. Als ich die Spitze des Zuges erreicht hatte, befand sich bereits ein Haufen Menschen mit der Fahne auf dem Bürgersteig und ich hörte Rufe: „Die Fahne ist unser“ und „Säbel raus!“ Als ich einen Schlag über den Rücken bekam, wendete ich mich nach dem schlagenden Beamten um und hielt ihn an der Hand, die den Säbel hielt, und an der Brust fest, um mich vor weiteren Schlägen zu schützen. Es ist möglich, daß sein Handtäusch dabei zerrissen ist. Ich wollte dann fortlaufen, stolperte aber, fiel hin und bekam einen zweiten Schlag in den Nacken. Als ich mich dann erhob, wurde ich von einem Kriminalbeamten verhaftet, dem ich auch gutwillig gefolgt bin. Der Angeklagte soll auch zu dem schlagenden Beamten gesagt haben: „Willst du mal nicht hauen.“ Es wird festgestellt, daß er diese Worte plattdeutsch gesprochen hat, wodurch das beleidigende Da hart abgeschwächt wird.

Die Vernehmung des Dentisten Bestmann

ergibt, daß sich der Angeklagte ganz hinten im Zuge befunden hat. Möglich ist, daß man einen Mann von zwei Beamten vorbeiführen und es sei gerufen worden: „Kiehl, dor hebbt se 'n Komunisten verhaft!“ Später erst sei bekannt geworden, daß es sich um den verhafteten Bestimmungsgenossen Thieß gehandelt habe. Vor Schimanns Galhof habe dann Brader mit einigen Polizeibeamten und der Fahne gestanden und nun erst sei bekannt geworden, daß Wehr und Muthmann verletzt worden seien. Trotzdem sei der Zug ruhig weitergegangen. Der Angeklagte will aber gehört haben, wie Polizeibeamte beim Einrücken in die Auktionshalle gesagt haben: „Wir wollen euch schon kleintriegen!“ Der Angeklagte will dann in der Versammlung mitgeteilt haben, wie bestialisch die beiden ausgerichtet worden seien und will die Einsetzung einer Kommission beantragt haben, die die Freigabe der Verhafteten und der Fahne fordern solle. Als er nun mit den Kommissionsmitgliedern aus dem Saal getreten sei, sei die Polizei gerade ausgeiswärt. Er habe Brader gefragt, an wen er sich wenden müsse, doch habe Brader abgelehnt und ihn gefragt, ob er die Benachrichtigung der Versammlung, daß Stöße und Schläge abzugeben seien, übernehmen wolle. Darauf hat er gesagt: „Soll die Versammlung aufgelöst werden?“ Und Brader habe geantwortet: „Das geht Sie gar nichts an!“ Er sei darauf hineingegangen; man habe ihn aber aus der Versammlung gesagt, die Polizei solle nur selber kommen. Er habe sich daraufhin Br. gegenüber für unzuständig erklärt. Dann sei Kommissar Storkbaum in den Saal gekommen, habe sich aber nicht verständlich machen können, da die Musik gerade das Deutlichstündlich spielte. Möglich sei die Polizei in den Saal gestürzt und habe wild mit dem Gummihäupteln auf die Musik und die Teilnehmer eingeschlagen. Er habe dann auch am Bahnhof geredet, die Leute seien in aller Ruhe auseinander gegangen. Er bestreite entschieden, daß Brader gegenüber als Versammlungsleiter bezeichnet zu haben; auch will er nicht die Aufforderung gegeben haben, die Fahne zu „holen“.

Der Angeklagte Jens soll in der Versammlung gerufen haben: „Nur der Gewalt weichen!“ und „Bluthundel!“ Er bestreite dies entschieden, er will nur von Blutvergessen gesprochen haben. Er ist verhaftet und von der Tribüne heruntergeholt worden. Der Angeklagte gibt in sehr energiegelichen Ausführungen seiner Empörung über das Verhalten der Polizei Ausdruck.

Auch der Angeklagte Hell bestreitet, sich am Bahnhof der Aufforderung fortzugehen widersetzt zu haben. Er sei persönlich überhaupt nicht aufgefordert worden. Er bestreitet auch, durch einen Ruf zur Formierung aufgefordert zu haben.

Damit ist die Vernehmung der Angeklagten beendet und es tritt die Mittagspause ein.

Nach der Mittagspause wird nun zuerst die viel besprochene Fahne zusammengesetzt. Hierbei beteiligt sich der Fahnenträger Muthmann und schwenkt dann, um die Vorgänge im Einzelnen zu demonstrieren, trotz seines gelähmten Armes heftig die Fahne.

Es wird dann zu der mit Spannung erwarteten Vernehmung des Polizeioberinspektors Brader geschritten. Die Verteidigung beantragt, von einer Ver-

teidigung des Zeugen abzusehen. Das Gericht gibt dem Antrag statt. Brader macht seine Aussagen sehr zögernd und langsam. Er vermeidet es sichtlich, Namen zu nennen und einzelne Personen zu belasten. In dem Gedränge, in der Eile der rasch aufeinander folgenden Ereignisse hat er erakte Einzelbeobachtungen nicht machen können. Zuerst schildert er die Vorbesprechungen, die dem 1. August vortrugen. Es habe bei der Polizei stets der Eindruck bestanden, daß bei der Verbundenheit von Land und Stadt Neumünster Zusammenstöße nicht zu befürchten seien. Wichtig sei allein die Frage gewesen, wie die hiesige Bevölkerung die Demonstration aufnehmen würde. Auch da habe man für einen ruhigen Marich nach der Auktionshalle keine Bedenken gehabt. Die Mitteilung, daß Hamkens nach auswärts geschickt worden sei, habe er erst am Morgen des 1. August von ziviler Seite erhalten. Gegen 3 Uhr habe lebhaftes Treiben auf dem Großflecken geherrscht. Er habe Schwarzlos zu erreichen gesucht, ihn in mehreren Lokalen gesucht, aber den Eindruck bekommen, er sei absichtlich falsch geschickt worden. Dann habe er aber Schwarzlos auf dem Großflecken getroffen und mit ihm vereinbart, daß alles Provokierende unterbleiben müsse. Als er nach kurzer Zeit auf einen Anruf Schwarzlos, daß es losgehe, auf dem Großflecken erschienen sei, habe er in der Nähe der Tonhalle Rufe des Unmuts gehört. Er habe dann gebeten, die Fahne ins Lokal zurückzubringen. Er habe diese Bitte wiederholt, da er sonst die Fahne beschlagnahmen müsse. Dann habe er die Fahne durch Anstoßen beschlagnahmt, sei aber durch den vorrückenden Zug abgedrängt worden. Er sei vorgelaufen und habe drei Polizeibeamte beauftragt, die beschlagnahmte Fahne zu holen. Er hat nochmals die Fahne verlangt, dann sei es zum Kampf um sie gekommen. Er wurde sehr stark geschlagen, und habe den Befehl gegeben: „Säbel raus!“ Sein Säbel sei ihm sofort hinterrücks entrißen worden, darauf habe er befohlen: „Pistolen raus! Platz frei!“ So habe er sich Raum verschafft. Von einer Beteiligung von Kriminalbeamten hat er nichts gesehen, auch kann er nicht sagen, ob ihn Kof oder Muthmann geschlagen habe. Er sei weiter vorgelaufen, habe erst die Scheibe fortgeworfen, dann den ihm von einer Zivilperson nachgebrachten Säbel. Den in der Höhe der Kieler Brücke stehenden Beamten habe er den Auftrag gegeben, die Fahne zu holen. Er sei aber abgedrängt worden, und die Fahne sei von den Beamten selbstständig aus dem Zuge geholt worden. Es kommt nun zu einem Zusammenstoß zwischen dem Zeugen und dem Angeklagten Kof. Kof stellt die Frage: „Haben Sie Ihre Nerven in der Hand gehabt?“ Brader antwortet mit „Zawohl!“ und stellt die Gegenfrage, ob der Angeklagte nicht Trinker und in einer Trinkerheilanstalt gewesen sei. Kof bezeichnet dies als Lüge und stellt die weitere Frage, ob der Zeuge auch in Wismar seine Nerven in der Hand gehabt habe. Wieder antwortet der Zeuge mit „Zawohl“, worauf der Vorlesende die Fortsetzung des Dialogs inhibiert. Der Zeuge berichtet dann von den Vorgängen in der Auktionshalle und bezeichnet es ganz ausdrücklich, daß der Angeklagte Bestmann sich nicht als Versammlungsleiter bezeichnet habe. Er habe nicht die geringste Veranlassung gehabt, mit nicht autorisierten Personen zu verhandeln. Es sei möglich, daß Bestmann von der Kommission gesprochen habe, aber diese Ereignisse seien durch den Auftrag des Bürgermeisters Lindemann, die Stöße und Waffen abzunehmen, überholt worden. Es wird dann noch festgestellt, daß die Polizei am Tage vorher ihre Säbel nicht geschliffen habe, auch daß die Pistole, die Brader, um sich von der Menge zu lösen, zog, keine Patrone im Lauf hatte. Es wird dann über die Verteidigung des Zeugen Brader, beraten. Die Verteidigung fordert Gerichtsbeschluss. Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück und beauflegt die Verteidigung des Zeugen. Der Zeuge Brader wird verurteilt.

Der Sparkassentendant Friedrich Burmeister

Schildert mit zahlreichen Gesten und mit großer Beredsamkeit die drei Vorfälle auf dem Großfleden. Seine Angaben bedecken sich fast ausnahmslos mit den bisherigen Schilderungen. Zeuge gibt nach beendeter Aussage auf Befragen der Verteidigung zu, daß er sich freiwillig der Polizei zur Verfügung gestellt hat und daß er bei seiner kommissarischen Vernehmung ausdrücklich der Polizei keine Anerkennung und keinen persönlichen Dank für ihr Vorgehen ausgesprochen habe. — Eine anschauliche Darstellung vom Kampf um die Fahne gibt der Kaufmann Sell aus Aiel. Nach dessen Auffassung soll allein die Sense aufreizend gewirkt haben, während von der schwarz-weiß-roten Fahne mit dem Palastkreuz niemand Kostig genommen habe. Der Zeuge will dann noch zahlreiche drohend geschwungene Handklöße gesehen und Mißbilligungsaussagen im Publikum gehört haben.

Sensationelle Wendung. Bürgermeister Lindemann verweigert seine Aussage

Der zweite Verhandlungstag

bringt zunächst die mit Spannung erwartete Vernehmung vom Bürgermeister Lindemann, dem Polizeiverwalter Neumünsters. L. schildert, wie er am 31. Juli Schwarzloß zu sich gebeten habe, um mit ihm auf Grund des bekannten Hamkens-Briefes über die beabsichtigten Demonstrationen zu sprechen. Schwarzloß habe erklärt, „Demonstrationen“ seien nicht beabsichtigt. Auch Schwarzloß habe die Führer nicht genannt. S. habe aber versprochen, am nächsten Morgen noch einmal mit den Führern zu ihm zu kommen, sei aber ausgeblieben. Er habe versprochen, daß alles Provokierende unterbleiben würde. Er persönlich habe keine Bedenken gegen eine Landvolk-Rundgebung gehabt. Um drei Uhr erst habe er von dem Umzug erfahren und habe dann später auf Grund der blutigen Vorgänge auf dem Großfleden die Versammlung, da sie nicht mehr friedlich sei, auflösen lassen und eine Leibesoffiziation der Teilnehmer vornehmen lassen. Bürgermeister Lindemann wird dann von dem Vorsitzenden gefragt, ob er in einer Versammlung der Polizeibeamten die Anweisung gegeben habe, die Sache so „hinzudrehen“, daß die Polizei Recht bekomme. Er verneint dies entschieden, er habe den Beamten nur seinen Dank für ihr besonnenes und ruhiges Auftreten ausgesprochen. (Muthmann zeigt ostentativ seine verstümmelte Hand.) Die Spannung steigt aufs höchste, als der Verteidiger den Zeugen fragte: „Ist in der Besprechung mit der Regierung nicht der Wunsch an Sie ausgesprochen, daß die Polizei besonders scharf gegen das Landvolk vorgehen solle?“ Lindemann: „Ist diese Frage zugelassen?“ Vors.: „An sich ja. Aber Sie müssen wissen, ob Ihre Aussagegenehmigung soweit reicht.“ Der Verteidiger ist der Ansicht, daß der Zeuge antworten darf. Lindemann: „Ich bin nicht dieser Ansicht.“ Das Gericht zieht sich zu einer Beschlußfassung darüber zurück, ob es den Zeugen auf Grund der vorliegenden Regierungserlaubnis zu einer Aussage veranlassen kann. Im Zuschauerraum, in dem übrigens kaum beachtet, der Landvolkführer Hamkens seinen Platz genommen hat, ist die Spannung aufs höchste gestiegen. Die Angeklagten sprechen eifrig miteinander. Der Verteidiger, der mit seiner Frage ins Zentrum getroffen hat,

sitzt bewegungslos hinter seinen Akten. Nach erwartungslosen Minuten erscheint das Gericht wieder und verkündet den Beschluß, daß eine ausdrückliche Genehmigung der Regierung in Schleswig eingefordert wird, die oben wiedergegebene Frage durch den Polizeierwalter Neumünsters beantworten zu lassen. Es folgt eine zweite Frage des Verteidigers an L.: „Haben Sie, Herr Bürgermeister, in der Versammlung der Polizeibeamten wörtlich gesagt: „Ich hoffe, meine Herren, daß Sie sich einig sind. Wenn Sie sich einig sind, kann Ihnen nichts passieren.“ L. kann sich im einzelnen nicht des genauen Wortlauts entsinnen. Wenn er diese Worte aber gesprochen habe, habe er sich nicht im Sinne einer Beeinflussung der Beamten gesprochen, sondern in dem Sinne, daß jeder einzelne Beamte gegen Angriffe voll von ihm gebeht werde. Es folgt die Frage des Verteidigers: „Ist Ihnen bekannt, daß die Regierung das Verhalten des Brader mißbilligt hat?“ L. antwortet darauf, daß die Regierung zuerst das Vorgehen Braders gebilligt, später aber keine polizeitariflichen Maßnahmen mißbilligt habe. Der Vorsitzende richtet dann noch an den Zeugen als Polizeierwalter die Frage, ob er einer Reihe von namentlich genannten Kriminalbeamten Aussageerlaubnis erteilen wolle. Eine Eingabe dieser Kriminal-

schwinden zu sehen. Der Zeuge hat gesehen, daß der Gutbesitzer Beer-Mettenhof von einem Beamten mit dem Säbel ins Gesicht geschlagen wurde. Der Verletzte habe sich dabei außerhalb des Zuges befunden. Er hat sich dann hauptsächlich um den verletzten Muthmann gekümmert, hat aber nicht gesehen, daß Muthmann sich gegen die Beamten gewehrt hätte. Bei der Auflösung der Versammlung will der Zeuge gewissermaßen Spieghuten gelaufen sein. Die Beamten hätten gewissermaßen Spalier gebildet und hätten auf die herauskommenden Versammlungsteilnehmer eingeschlagen. Er selbst habe etwa acht Schläge erhalten. Der Zeuge sagt: „Die Schupo machte das sachlich kühl; ich hatte den Eindruck, daß das eine neu eingeübte Polizeitechnik sei.“ Der Vorsitzende weist ihn auf das Unwahrscheinliche seiner Schilderung hin; er bleibt aber bei seiner Darstellung. Gelegentlich der Beantwortung einer Frage des Nebenklägers durch die Verteidigung wird festgestellt, daß dem Nebenkläger Fragerecht in all den Punkten zustehe, die Gegenstand des Eröffnungsbeschlusses bilden. Der Nebenkläger hat also praktisch ein fast unbeschränktes Fragerecht. Der Vorsitzende betont, daß die Bestrafung etwa Schuldiger nur eine Nebenerscheinung des Verfahrens sei, wichtig sei, die Vorgänge am 1. August endgültig aufzuklären und endgültig zu liquidieren. Es entspinnt sich dann eine lebhafte Debatte zwischen Verteidigung, Nebenkläger und Staatsanwaltschaft über die Frage, ob der Zeuge zu vereidigen sei. Die Verhandlung dauert an. Zu Beginn der Verhandlung wurde noch mitgeteilt, daß die Genehmigung der Regierung zur Aussage Bürgermeister Lindemanns eingetroffen sei.

2. und 3. Tag des Bauernprozeß

Ein Altonaer Rechtsanwalt wird als Nebenkläger der Polizei

In eigener Sache!

Am Schluß der gestrigen Verhandlung hat ein Altonaer Rechtsanwalt, der in später Stunde die Sache der Polizeiverwaltung Neumünster übernahm, es für nötig befunden, an Gerichtsstelle unter namentlicher Nennung unserer Zeitung uns unächliche, sensationell aufgemachte Berichtserstattung vorzuwerfen, durch die eine Beeinflussung der Schöffen zu befürchten sei.

Wir weisen auch an dieser Stelle diesen Anwurf mit aller Entschiedenheit zurück.

Eine solche Erklärung eines einseitig für seinen Mandanten eingestellten Prozeßbeteiligten war unfaire, denn sie erfolgte an einer Stelle, wo es dem Beschuldigten nicht erlaubt war, sich zu äußern und zu verteidigen.

Sie war auch unächlich, denn wir haben nichts berichtet und geschrieben, was nicht fast wörtlich von andern Blättern berichtet und geschrieben worden ist. Daß die Auslagenverweigerung nicht nur von uns und der Bürgerchaft Neumünsters, sondern auch von anderer Seite als Sensation empfunden worden ist, das beweist die Anwesenheit des beschuldigten Rechtsvertreters, der sonst sicher nicht dort gekunden hätte, wo er gestern stand.

Diese Ausführungen waren auch unzweckmäßig, denn sie werden uns nicht einen Augenblick abhalten, so zu berichten, wie es im Interesse der Wahrheit und unserer Besehrtheit geboten ist. Sie ruhen also seinem Mandanten gar nichts.

Die Schriftleitung.

2. Verhandlungstag.

Polizeioberinspektor Brader übergibt dem Gericht eine Reihe von Ministerialerlassen, auf Grund deren er zur Beschlagnahme der Fahne berechtigt gewesen sei. Der Verteidiger hält ihm in scharfem Tone vor, daß er überhaupt nur diese Verordnung im Gedächtnis gehabt habe, während ihm die Verordnung, daß er den Demonstrationszug schützen müsse, entfallen sei. Es wird nun zur Vernehmung des Zeugen Schwarzloch geschritten. S., eine ganz häuerliche Gestalt, gibt nach einem kurzen Antaus im Hochdeutschen diesen Versuch wieder auf und spricht nur platt. Seine Tatsachenangaben decken sich im wesentlichen mit denen von Lindemann und Brader. Er betont, daß er auch Lindemann immer gute Freunde gewesen sind. Von den Vorgängen auf dem Großflecken selbst hat Zeuge nichts gesehen. In der Auktionshalle aber habe er zu Bürgermeister Lindemann gesagt: „Bürgermeister, was machen Sie hier fürs Aufzug.“ Er schildert dann die Räumung der Auktionshalle mit Gummiknüppeln, will aber von den Vorgängen am Bahnhof nichts gesehen haben. Dort sei auch nur ein Heer ohne Kopf gewesen. Aus Kummer über die Vorfälle will er geweint haben. Der Zeuge sagt mehrfach unangehörig zu sich selbst: „Das hatt de Bürgermeister nich machen durft.“

Bei der Vernehmung mehrerer Polizeibeamter kommt zum erstenmal der Fall des Hofbesizers Beer-Miettenhof zur Sprache, der durch einen Säbelstich im Gesicht schwer verletzt wurde. Die Zeugen haben gesehen wie B auf ein Speiseeiswägelchen gesetzt wurde, wo er eine Weile lag und sein Blutüberströmtes Gesicht in den Händen hielt. Der Vorsitzende teilt mit, daß der bekannte Landvolkführer von Salomon aus dem Untersuchungsgefängnis überführt und vernommen werde.

Der als nächster Zeuge vernommene Kriminalbeamte Melßen-Flensburg will gleich nach dem Emporhalten der Fahne einen Polizeisäbel blitzen sehen haben. Auch habe fortgesetzt durch ersprechende Handbewegungen die Bauern zum Kosmatsch aufgefordert. Junge Burtschen wären auf

absichtlich versucht werde, die Führer des Landvolks zu misshandeln. — Die nächsten beiden Zeugenaussagen weisen trasse Widersprüche auf. Während der Heizer Albert Meier bekundet, das Publikum habe an der Sensenfahne absolut keinen Anstoß genommen, als man sie aus der Tonhalle herausgetragen habe, erklärt der Elektriker Jürgensen, daß der Anblick der Fahne allgemeine Empörung wachgerufen habe. Zahlreiche Menschen hätten geschrien: „Runter mit dem Nordinstrument.“ J. ist es auch gewesen, der dem Oberinspektor den ihm abgenommenen und verbogenen Säbel nachgebracht hat. Auf die Frage des Verteidigers: „Was hat denn gerade Sie dazu bewegt, Brader den Säbel nachzubringen?“ antwortet der Zeuge nach einigem Zögern, er habe die Waffe nicht auf der Straße liegen sehen mögen. Die Frage, ob er Mitglied des Reichsbanners oder einer anderen politischen Organisation sei, verneint der Zeuge. — Durch die Aussage des nunmehr vernommenen Zeugen Oberpfleger Schmidt aus Hamburg wird der Angeklagte Roth ziemlich belastet. Zeuge will vor dem Viehhof deutlich gehört haben, wie er in bezug auf Kriminalbeamte gesagt habe: „Ist denn keiner von den jungen Leuten da, der so viel Rurr in den Knochen hat, ein paar Beamte rauszuschmeißen?“ Sch. hat diesen Ausdruck sofort einem Kriminalbeamten mitgeteilt, angeblich, um ihn zu warnen. — Eine eingehende Schilderung der gewalttätigen Räumung der Auktionshalle gibt der Polizeileutnant Arno Felske-Riel. Er war Führer der in Einfeld liegenden Hundertschaft Schupo und will nachmittags von Bürgermeister Lindemann den Auftrag erhalten haben, gegen 17 Uhr beim Viehhof zu sein, um die Halle zu räumen. Während sich die Mannschaft dorthin begab, fuhr F. in einem Auto zum Rathaus, wo er von Brader und Lindemann von dem blutigen Zusammenstoß erfuhr. Um 17.30 Uhr sei dann unter seiner Leitung die Räumung der Halle durchgeführt worden. Man habe zunächst die Fenster geöffnet, worauf aus dem Inneren des Lokals Musik, Singen und Gröhlen zu vernehmen seien. Ein Herr wäre zur Tür herausgestürzt gekommen der mild auf Brader eingespochen habe. Auch habe er den Ruf gehört: „Brader schall rintam, be is wohl to feige darto.“ F. glaubt ferner, daß die Tür von innen zuochalten wurde. Kann es jedoch nicht bestimmt behaupten. Er erklärt ausdrücklich, daß er die Räumung ohne Waffengewalt habe durchführen wollen und daß der Gummiknüppel erst in Tätigkeit getreten sei, nachdem die Bauern bestigen Widerstand geleistet hätten. Er habe Schimpfreden gehört wie: „De Polizei is so to jung. Se mutt erst mal in Krieg weisen sien.“ Beamte hätten sich bei ihm beschwert, von Landwirten geschlagen worden zu sein. In einem Falle wäre sogar ein Polizeibeamter hoch von der Bühne heruntergesprungen, um seinem bedrängten Kameraden Beizuhelfen. Er selbst hat von solchen Mißhandlungen nichts gesehen. Der Verteidiger: „Es ist in der Halle das Deutschlandlied gesungen worden! Kennen Sie das etwa Gebrüll?“ Der Zeuge: „Nein. Es war aber ein allseiner Tumult, der erst dann aufhörte, als man sah daß die Polizei sich durchsetzte.“ Der Verteidiger: „Wissen Sie, ob man in Kiel besonders junge, solche und unerfahrene Beamte für Neumünster ausgesucht hatte?“ Der Zeuge: „Davon ist mir nichts bekannt.“

Damit ist die Vormittagsführung beendet. Es wird in eine zweistündige Mittagspause eingetreten.

In der Nachmittagsverhandlung wird in der Vernehmung des Polizeileutnants Felske fortgefahren. Besonders Wert legt die Verteidigung darauf, ob etwa die Schupo Anweisung erhalten habe, scharf gegen die Bauern vorzugehen. Der Zeuge verneint das. Der Polizeileutnant Eggert schildert dann die Vorgänge bei der Räumung der Auktionshalle und die Sprache kommt dabei auf einen perkloffenen Befehl, der der Schupo mitgegeben worden sei, mit der Weisung, ihn erst in Einfeld zu öffnen. Nach längeren Verhandlungen wird festgestellt, daß auch dieser Befehl keine besonderen Weisungen für scharfes Vorgehen der Polizei enthalte habe. — Es wird dann der Zeuge Landmann Kempage aus Fiefhusen vernommen, der in sehr leidenschaftlicher und auch großer Weise die Vorfälle auf dem Großflecken schildert. Der Zeuge spricht ständig von dem „Ueberfall durch die Polizei“, dem fragwürdigen Aus-

sehen der Stadtsofoden", die er als eine „Herde Bullen“ bezeichnet, bis der Staatsanwalt sich erhebt und bittet, dem Zeugen das Ungebührliche dieser Redeweise zu verwehren. Vorl.: „Ich verbitte mir jeden Eingriff in meine Verhandlungsweise!“ Staatsanwalt: „Dann müssen wir uns die Stellung von Strafanträgen gegen den Zeugen vorbehalten. Die Verteidigung greift sündig in die Verhandlung mit Fragen ein, dann muß uns ein solches Recht auch zustehen.“ Verteidiger: „Ich habe noch mit keinem Wort die Verhandlungsführung kritisiert.“ Staatsanwalt: „Wir behalten uns Strafanträge gegen den Zeugen wegen seiner Beleidigungen“

die Polizeiverwaltung Neumünster als Nebenkläger gegen den Angeklagten Roth wegen Beleidigung und Mißhandlung zugelassen. Rechtsanwalt Springe weiß sich als Bevollmächtigter der Polizeiverwaltung aus. Es entspinnt sich längere Verhandlungen über das Zulässige dieses Antrages, der Gerichtshof zieht sich zweimal zurück und verkündet dann den Beschluß, daß die Polizeiverwaltung Neumünster als Nebenkläger gegen den Angeklagten Roth zugelassen sei. — Es wird dann die Vernehmung des Zeugen Kemppe fortgesetzt. Rechtsanwalt Springe richtet eine Frage an den Zeugen, worauf die Verteidigung zu bedenken gibt, daß die Polizeiverwaltung Neumünster nur gegen Roth zugelassen sei. Der Vorsitzende spricht darüber, daß das Gebiet des Nebenklägers abgegrenzt werden müsse, daß dies natürlich aber sehr schwierig sein werde. Bei der Schilderung der Vorgänge in der Auktionshalle hat der Zeuge nicht gehört, das Bestmann wegen der Abgabe der Stöcke und Schirme gesprochen habe. Er hat auch nicht die Aufforderung der Polizei zur Räumung des Saales gehört. Auch am Bahnhof hat er die Aufforderung zum Auseinandergehen nicht gehört. Die Verteidigung stellt vor Vernehmung des nächsten Zeugen an den im Saal anwesenden Zeugen Polizeiberinspektor Brader die Frage, ob er nicht sündig der Staatsanwaltschaft Zettel zulende. Der Zeuge bejaht die Frage. Die Vernehmung des darauf folgenden Zeugen Lezen geht kaum ein, als Rechtsanwalt Springe die Frage an ihn stellt, ob er Mitglied des Stahlhelms sei. Der Zeuge verneint. Was er für ein Abzeichen trage, ob er Mitglied des Tannenbergbundes sei. Der Zeuge bejaht. Rechtsanwalt Springe hält dies Tragen von Abzeichen vor dem Gericht nicht für angebracht und wendet sich deswegen an den Vorsitzenden, der aber keine Veranlassung nimmt einzuschreiten. Der Zeuge kommt dann auf die Vorgänge bei der Auflösung der Versammlung in der Auktionshalle zu sprechen, bei dem ihm die Tasche zerrissen worden sei. Er habe gesehen, daß vier Neumünsteraner Beamte auf einen Landwirt eingeschlagen hätten. Als der Vertreter des Nebenklägers auf die einzelnen Neben in der Versammlung zu sprechen kommen will, bemerkt der Vorsitzende: „Wir müssen unsern Stoff begrenzen, sonst sitzen wir noch bis Weihnachten hier.“ Der Vorsitzende läßt nun die auf den heutigen Tag geladenen Zeugen, die nicht vernommen werden konnten, eintreten. Es sind etwa 30. Er teilt ihnen mit, daß es Freitag, daß es aber auch Montag werden könne, bis sie zur Vernehmung kommen. Es wird nun noch der Polizeihauptwachmeister Wiffelboch vernommen. Er schildert in sehr anschaulicher Weise die Vorgänge bei Wegnahme der Fahne. Auf die Aufforderung, die Fahne herauszugeben, habe Muthmann geantwortet: „Die Fahne ist unser Symbol, wir verteidigen sie mit Blut und Leben.“ Muthmann habe sich zur Wehr gesetzt, mit den Füßen gestoßen und mit einer Hand geschlagen, während er mit der andern Hand den Fahnenstift an dem die Polizeibeamten zerrten, festhielt. Bei diesem Zerrn hätten alle, die bei der Fahne standen, auf die Polizeibeamten eingeschlagen. Dann sei Muthmann auf den Rücken gefallen und habe mit den Füßen weiter nach den Polizeibeamten gestoßen. Er selber sei in die Füße des M. gefallen. Auf die Frage, ob Muthmann auch nach seinem Fallen noch geschlagen worden sei, antwortet der Zeuge: „Es ist nach dem Fall noch geschlagen worden, wir mußten uns ja wehren gegen seine Fußstöße.“ (Bewegung im Zuschauerraum, die der Vorsitzende sofort rügt.) Der Zeuge schildert dann noch die Vorgänge bei der Räumung der Auktionshalle. Nach dem Umlauf der beschlagnahmten Stöcke befragt, antwortet er: „Es waren auch Stöcke dabei, mit denen man einen Ochsen totschlagen kann.“ Nach dieser Vernehmung gibt der Nebenkläger bekannt, daß die Nebenklage auch auf den Angeklagten Muthmann wegen Mißhandlung ausgedehnt werde. Es kommt dann noch zu einer Auseinandersetzung zwischen den Rechtsanwälten Springe und Quetgebrune wegen der Bemerkung des Rechtsanwalts S., der Zeuge Brader verfolge die Staatsanwaltschaft mit Klagen. Der Vorsitzende bittet, sich möglichst auf das Tatsächliche zu beschränken.

3. Verhandlungstag.

Als erstes bringt der dritte Verhandlungstag die Vernehmung des Zeugen Bruno von Salomon, der von zwei Kriminalbeamten aus der Untersuchungshaft vorgeführt wird. v. Salomon ist 29 Jahre alt, früher Offizier gewesen und war zuletzt Hauptschriftleiter der Zeitung „Landvolk“. Er befindet sich in Berlin im Untersuchungsgefängnis Moabit wegen der bekannten Bombenattentate. Der Zeuge wird zunächst unvereidigt vernommen. Er gibt in sehr ruhiger und sachlicher Weise eine Schilderung der bekannten Ereignisse am Grobklecken. Aus seinen Ausführungen ist wohl zweifellos seine Einstellung

aus dem Zuge der Schwinden zu sehen. Der Zeuge hat gesehen, daß der Gutsbesitzer Beer-Mettenhof von einem Beamten mit dem Säbel ins Gesicht geschlagen wurde. Der Verletzte habe sich dabei außerhalb des Zuges befunden. Er hat sich dann hauptsächlich um den verletzten Muthmann gekümmert, hat aber nicht gesehen, daß Muthmann sich gegen die Beamten gewehrt hätte. Bei der Auflösung der Versammlung will der Zeuge gewissermaßen Spießruten gelaufen sein. Die Beamten hätten gewissermaßen Galier gebildet und hätten auf die herauskommenden Versammlungsteilnehmer eingeschlagen. Er selbst habe etwa acht Schläge erhalten. Der Zeuge sagt: „Die Schupo machte das sachlich kühl, ich hatte den Eindruck, daß das eine neu eingeübte Polizeitechnik sei.“ Der Vorsitzende weist ihn auf das Unwahrscheinliche seiner Schilderung hin; er bleibt aber bei seiner Darstellung. Gelegentlich der Beantwortung einer Frage des Nebenklägers durch die Verteidigung wird festgestellt, daß dem Nebenkläger Fragerecht in all den Punkten zustehe, die Gegenstand des Eröffnungsbeschlusses bilden. Der Nebenkläger hat also praktisch ein fast unbeschränktes Fragerecht. Der Vorsitzende betont, daß die Bestrafung etwa Schuldiger nur eine Nebenerscheinung des Verfahrens sei, wichtig sei, die Vorgänge am 1. August endgültig aufzuklären und endgültig zu liquidieren. Es entspinnt sich dann eine lebhafteste Debatte zwischen Verteidigung, Nebenkläger und Staatsanwaltschaft über die Frage, ob der Zeuge zu vereidigen sei. Die Verhandlung dauert an. Zu Beginn der Verhandlung wurde noch mitgeteilt, daß die Genehmigung der Regierung zur Auslage Bürgermeister Lindemanns eingetroffen sei.

Der Bauernprozeß 3. und 4. Tag

Bürgermeister Lindemanns zweite Aussage

Die Schleswiger Regierung hielt das Landvolk für gefährlicher als die Kommunisten
Der Bürgermeister war gegenteiliger Auffassung

3. Verhandlungstag.

Gemäß dem Antrag der Staatsanwaltschaft und des Nebenklägers beschließt das Gericht, den Zeugen v. Salomon nicht zu vereidigen, weil er die Fahne angefaßt hat und im Verdacht der Mittäterschaft steht. Er wird noch heute nach Berlin zurücktransportiert. Rechtsanwalt Springe teilt mit, daß er nunmehr auch Unfälle ist gegenüber den Angeklagten Muthmann, Hell und Thies im gleichen Sinne wie gegen Hof. Als nächster Zeuge wird der Sohn des Sanitätsrats Dr. Bartram vernommen, der vom Balkon der östlichen Wohnung, Großlesden 2a, den Kampf um die Fahne aus nächster Nähe gesehen hat. Er habe zunächst gesehen, wie ein großer Landwirt von einem Polizeibeamten zahlreiche Schläge mit einem Gummiknüppel erhielt. Der Mithhandelte habe bereits drohend seinen Stiefel erhoben, hätte sich dann aber anders belommen und den Stiefel wieder sinken lassen. Dann erklärte der Zeuge weiter: Als auf Braders Winken ein größerer Polizeikrupp von der Kleier Brücke herangestürzt kam und gegen die Spitze des ruhig und geschlossenen marschierenden Juges mit blanker Waffe vorging, sei ein einzelner Beamter geradewegs auf den etwa 18 Schritt von der Fahne entfernt stehenden Landwirt sehr losgegangen und habe ihm einen wichtigen Schuß ins Gesicht verfehlt und sei dann weiteroffizier. Bei dieser Aussage erhebt sich Stadtrat Schwarzbach (der die Stadt Neumünster in der Privatfrage des Verletzten zu vertreten haben wird) stark interessiert von seinem Stuhl und macht sich eifrig Notizen. Zeuge hat den Verletzten, der von hilfsbereiten Passanten in die Wohnung seines Vaters gebracht wurde, zum Arzt Dr. Felschmann geführt. Als der Nebenkläger den Zeugen fragt, ob er sich mit sehr gesprochen habe, erklärt Bartram: „Er konnte ja gar nicht sprechen, da ihm Nase und Unterkiefer gespalten waren.“ Bartram gibt aber auf Befragen zu, daß er sich dem Verletzten habe als Zeugen anbieten wollen, doch habe er ihn nicht zu Hause angetroffen. — Der Landmann Ludwig Koch-Eruwenhütten will um die Fahne wie gerufen wurde: „Die Kommunisten willt uns die Fahne wegnehmen!“ Zeuge hat beim Hofbrau mit um die Fahne gerungen und will auch hier noch in dem Glauben gewesen sein, es mit Kommunisten zu tun zu haben, obwohl auch Unformierte an der Fahne zerrten. Als bei dieser Aussage der Nebenkläger Springe von einem „alten Trid“ spricht, kommt es zwischen ihm und Zweigebrüne zu einer heftigen Auseinandersetzung, in deren Verlauf Zweigebrüne den Vorsitzenden bittet, darauf zu achten, daß Springe die Zeugen nicht einschüchtere. Auch dieser Zeuge bleibt wegen Verbautes der Mittäterschaft unvereidigt.

Am Nachmittag kommt es nun zur Vernehmung von Herrn Bürgermeister Lindemann, dem wie schon mitgeteilt, von der Regierung uneingeschränkte Aussageerlaubnis erteilt worden ist. Er stellt zuerst fest, daß er in der Verhandlung am Montag nicht seine Aussage verweigert habe, sondern nur erst die Genehmigung der Regierung habe einholen müssen. Er berichtet dann von der Besprechung mit den beiden Regierungskommissaren, an der auch Polizeioberinspektor Brader teilgenommen habe. Zwischen seiner Auffassung und derjenigen der Regierung habe eine Differenz bestanden. Der Regierungsvertreter war der Ansicht, daß die Landvolkbewegung fast aggressiv sei und gefährlicher als beispielsweise die KPD. Er selbst habe aus seiner Kenntnis der häuerlichen Verhältnisse um Neumünster und der häuerlichen Woche die Ansicht vertreten, daß eine Kundgebung nicht gefährlich sein könne, er habe selbst eine Demonstration vor dem Zentralgefängnis für unbedenklich angesehen. Es bestanden seiner Mitteilung nach noch keine Differenzen zwischen der Regierung und seiner Auffassung.

Die Regierung meint, ihm Anweisung gegeben zu haben, Landvolkdemonstrationen nicht zu dulden. Er ist nicht der Meinung, eine derartige Anordnung empfangen zu haben. Er hat das Eineinziehen der Schupo in die Stadt nicht für nötig gehalten, da die hiesigen Polizeikräfte nach seiner und seines Oberinspektors Ansicht vollkommen ausreichten. Er habe die Ansicht gehabt, daß je weniger man einer solchen Kundgebung Bedeutung beimesse, an sichtbaren äußerlichen Maßnahmen selbstverständlich, um so weniger Bedeutung geminne sie dann tatsächlich. Er hat äußerliche Vorkehrungen und Rücksicht empfohlen. Die Unterredung mit den Regierungsvertretern hat eine Unterbrechung durch das Erscheinen des Landwirts Schwarzloch erfahren. Mit diesem ist Bürgermeister Lindemann in ein anderes Zimmer gegangen, während Polizeioberinspektor Brader mit den Regierungsvertretern allein blieb. Der Vorsitzende hält es nun für möglich, daß Herr Brader diese Besprechung dahin aufgefaßt hat, daß man in Schleswig ein besonders energisches Vorgehen gegen die Landvolkbewegung wünsche. Bürgermeister Lindemann bestätigt dies. Brader habe diese Ansicht auch kritisch niedergelegt, sei aber von ihm nicht im Unklaren darüber gelassen, daß er ein besonders vorläufiges, ruhiges Vorgehen wünsche. Durch Befragen der Verteidigung er-

klärt diese Aussage etwa die Formulierung: „Aus der Besprechung mit den Regierungsvertretern hat Brader den Eindruck gehabt, daß die Kommissare ihn veranlassen wollten, mit besonderem Nachdruck vorzugehen.“ Bürgermeister L. wird dann nach seiner persönlichen Beurteilung des Menschen Brader gefragt. Er bezeichnet ihn als einen menschlich und dienstlich absolut zuverlässigen Menschen, der nie etwas Uebereiltes getan habe — Es kommt dann die Rede auf die schon erwähnte Beamtenbesprechung, wobei nachgetragen werden muß, daß die im Bericht am Montag erwähnte Eingabe der Kriminalbeamten auf einen Hörsaal beruht. Eine derartige Eingabe besteht nicht. Polizeioberinspektor Brader wird über den Bericht, den er nach den Ereignissen des 1. August anfertigte, gehört. Hierbei wird erwähnt, daß zwischen dem Ermittlungsrichter und einem vernommenen Beamten Differenzen bestanden haben sollen. Dieser Beamte war der Polizeihauptwachmeister N. Bei diesem Punkt erregt der Nebenkläger Rechtsanwalt

Springe durch einen Jurus die Aufmerksamkeit des Vorsitzenden, setzt zum Sprechen an, bricht ab und meint vielliegend: „Ich will nicht weiterreden, dann pläzt es. Wir wollen erst die Zeugen abhören.“

Es wird dann der Referendar Clausen aus Kiel vernommen, der denjenigen Beamten wiedererkennen will, der den Angeklagten Hell auf dem Bahnhofsplatz unnotig in den Rücken geschlagen haben soll. Es wird die Herbeiführung des Zeugen beschlossen. Auch bei diesem Zeugen nimmt Rechtsanwalt Springe Anstoß an dem Tragen des Stahlhelmabzeichens und fragt ihn, warum er es trage. Der Zeuge gibt ihm die Antwort: „Weil das mein Recht ist!“ Der Vorsitzende greift ein und sagt zu Rechtsanwalt S.: „Sie haben das schon gestern angeregt! Darf ich höflich bitten, mir das zu überlassen.“ Es wird dann eine Reihe von Landleuten aus Sohn vernommen, die über die Vorgänge in der Viehhalle und auf dem Bahnhofsplatz auslagen. Neues bringen diese Vernehmungen nicht.

Der Referendar Clausen-Kiel befeindet unter seinem Etde, daß er den Beamten bestimmt wiedererkennen werde, der dem bereits verhafteten und schon von zwei Beamten mehrere Meter zurückgeführten Hell nachgelassen sei und ihm ohne Grund einen Schlag mit dem Gummiknüppel über den Rücken gegeben habe. Als darauf der Polizeibeamte N. den Saal betritt, springt Clausen vom Stuhl auf und rufft: „Das ist er!“ Bei seiner Vernehmung gibt der Beamte die Möglichkeit zu, mit dem Gummiknüppel geschlagen zu haben, doch nur gegen Personen, die sich widersetzten. Clausen bleibt bei aller Bestimmtheit bei seiner Darstellung, hält es aber für möglich, daß ein anderer den Schlag bekommen haben kann, da er den Verletzten nur von hinten sah. Die Spannung im Publikum wächst, als der Verteidiger Weber-Rendsburg den Polizeibeamten dringend zur Wahrheit ermahnt, um seine Glaubwürdigkeit nicht zu erschüttern, zumal er im Verdacht stehe, an der Verletzung des Hofbesizers Behr-Mettenhof beteiligt zu sein. Rechtsanwalt Weber erklärt ferner, Zeugen dafür zu benennen, daß zwei alte Leute, die aus dem Gedränge nicht fortgerissen, ebenfalls mit Gummiknüppeln geschlagen wurden. Wegen der außerordentlichen Wichtigkeit der Vernehmung des Zeugen N. bricht der Vorsitzende die Verhandlung wegen der vorgeschrittenen Stunde ab. Die morgige Verhandlung beginnt um acht Uhr.

Der vierte Verhandlungstag.

Bei Beginn der Verhandlung stellt der Vorsitzende zur Klarstellung nochmals fest, daß nicht die Stadt Neumünster, sondern die Polizeiverwaltung Nebenkläger sei. Die Verteidigung verliest dann eine Liste von etwa 20 Zeugen, auf die sie vorläufig verzichtet. Es handelt sich dabei in der Hauptsache um Landwirte. Es wird sodann der Landwirt Vollmer vernommen, der Landtagsabgeordneter der Christlich-Nationalen Bauernpartei ist. Der Zeuge hat nur an der Versammlung in der Auktionshalle teilgenommen, über die vorhergehenden Vorgänge weiß er aus eigenem nichts. Von diesen Vorgängen ist ihm erst dort erzählt worden. Er hat sich aber über den maßvollen Ton in der Versammlung in Rücksicht auf das Vorausgegangene gewundert. Von der Einsetzung der Kommission hat er gehört und sich Herrn Seftmann in seiner Eigenschaft als Landtagsmitglied angeschloffen. Er bestätigt, daß Seftmann dem Oberinspektor Brader von seinem Kommissionsauftrage, wegen der Herausgabe der Fahne und der Verhafteten zu unterhandeln, unterrichtet habe. Der Zeuge habe gegen die Auflösung der Versammlung protestiert, die seiner Ansicht nach friedlich gewesen sei. Brader habe entgegen, die Versammlung sei nicht friedlich. Er habe den Auftrag, aufzulösen. Der Zeuge nimmt an, daß gesungen worden ist, um den Kommissar Storfedern zu verhindern, die Auflösung der Versammlung mitzuteilen. Später schänkte er diese Aussage über Versammlung mitzuteilen. Später schänkte er diese Aussage aber wesentlich ein.

Kommissar Storkebaum hat an der Fahne keinen Anstoß genommen

Von größter Wichtigkeit war heute vormittag die Vernehmung des Kommissars Storkebaum, der die Versammlung im Viehhof auflösen sollte. Der Zeuge sagte u. a.: Ich hatte vom Oberinspektor den Auftrag erhalten, mit einigen Beamten dieensperrung des Viehhofs vorzunehmen. Auf dem Wege dorthin ging er an der Fahne vorbei. Der Zeuge erklärt unter großer Bewegung der Zuhörer, daß er an der Fahne keinen Anstoß genommen habe. Er habe sich bei der Fahne nichts gedacht und nicht geglaubt, daß sie anstößig wirken könnte. — Justizrat Luetgebrune: „Hätten Sie die Fahne auch beschlagnahmt und herausbringen lassen?“ Zeuge: „Nein!“ (Unruhe i. Zuhörerraum). Die Verhandlung dauert fort.

Der Bauernprozeß 4. und 5. Tag

Die Reihe der Belastungszeugen

Einige von ihnen haben Revolver in den Händen der Landvolkleute gesehen

Der Kaufmann Hans Köhler,

der auch die Vorfälle in der Halle schildert, äußert sich in gleichem Sinne. Als die Türen geöffnet wurden und die Versammlungsteilnehmer sehen konnten, daß die Halle von Schupo-Beamten umstellt war, hätte sich ihrer eine große Erregung bemächtigt. Das Erscheinen des Kommissars Storkebaum habe beruhigend auf die Leute gewirkt, obwohl die meisten von ihnen gewußt haben durften, daß er die Versammlung auflösen wollte. Zeuge will mehrjoch gesehen haben, daß mit dem Gummiknüppel auch solche Leute geschlagen wurden, die ohne Widerstand die Halle verließen. Ein Arrestant, der bereits von zwei Polizisten abgeführt wurde, soll bei seiner Abführung noch etwa sechsmal mit einem Gummiknüppel in den Rücken geschlagen worden sein. Desgleichen seien Leute, die ihre Spazierstöcke nicht

Angelagten Weilmann will der Zeuge nicht herausgehört haben, daß er zu Gewalttätigkeiten aufgefordert habe.

Als der wichtigste Zeuge des heutigen Verhandlungstages wird nun

Polizeikommissar Storkebaum vernommen.

Der Zeuge wünscht sofort vereidigt zu werden, doch wird seinem Antrage nicht entsprochen. Der Vorsitzende erklärt, daß darin kein Mißtrauen liege. Vielmehr seien alle an den Vorfällen beteiligten Zeugen nach ihrer Aussage vereidigt worden. Der Kommissar hatte von dem Oberinspektor Brader den Auftrag bekommen, mit einigen Beamten die Straße vor dem Viehhof, die der Demonstrationszug passieren mußte, abzusperren. Als er zur Ausführung dieses Auftrages mit mehreren Polizeibeamten den Großfieden passierte, war die Senfen-Fahne bereits aus der Tonhalle herausgebracht und befand sich vor dem Lokal auf dem Bürgersteig. Als der Kommissar nun erklärt, daß er beim Anblick der Fahne nichts Anstößiges an derselben gefunden habe, entsteht im Publikum eine Bewegung. Der Vereidigte, Justizrat Luetgebrune, eilt herbei und richtet an den Zeugen die Frage: „Hätten Sie die Fahne auch beschlagnahmt oder gar gewaltsam aus dem Zuge entfernen lassen?“ Storkebaum: „Nein, das hätte ich nicht getan!“ (Große Bewegung im Publikum.) Der Zeuge erklärt dann weiter, daß er sich bereits auf dem Kuhberg befunden habe, als ein ihm folgender Radler ihn von den inzwischen stattgefundenen blutigen Zusammenstößen in Kenntnis gesetzt habe. Dann schildert der Kommissar ausführlich die

zwangsweise Räumung der Viehhalle.

Nachdem die Lage noch einmal besprochen worden war und er den Befehl erhalten hatte, den Demonstranten auch die Waffen und Stöcke abzunehmen, habe die telephonisch herbeigerufene Schupopolizei die Halle umstellt. Als er allein die Halle betrat, habe die Musik des Deutschlandlied gespielt, das sämtliche Anwesenden mitgesungen hätten. Der Zeuge glaubt, daß das Singen den Zweck verfolgte, ihn nicht zu Worte kommen zu lassen, denn im Anschluß an das Deutschlandlied hätte man sofort alle sechs Verse des Schleswig-Holstein-Liedes gesungen. Der Kommissar ist dann wieder zu dem draußenstehenden Oberinspektor Brader gegangen, dem er die Erfolglosigkeit seines Vorhabens mitteilte. Darauf habe dieser befohlen: „Dann wird mit Gewalt geräumt.“ Der Zeuge schildert dann die großen Schwierigkeiten, die bei der Räumung zu überwinden waren und stellt allen dabei beteiligt gewesen

Beamten der Neumünsterchen Polizei das beste Zeugnis aus. Die hiesigen Beamten seien mit großer Nachsicht vorgegangen und hätten nur im äußersten Notfall und bei starken Widersehlichkeiten von dem Gummiknüppel Gebrauch gemacht. Als die Schupo eingeseht wurde, habe man bereits ein Viertel des Lokales geräumt gehabt. Nach der Zahl der Demonstranten befragt, erklärte der Zeuge, daß er 256 Gruppen je acht Mann gezählt

habe, daß aber noch viele Teilnehmer außerhalb des Zuges marschieren wären, so daß die Teilnehmerzahl mit 2500 nicht zu gering geschätzt sei. Nach den Äußerungen des Bürgermeisters Lindemann am darauffolgenden Tage befragt, erklärte er, daß der Bürgermeister den Beamten seinen Dank und sein Bedauern über die einzelnen Beamten zugesagten Verletzungen ausgesprochen habe. Die Worte bezüglich des festen Zusammenhaltens will der Zeuge so aufgefaßt haben, daß das gegenseitige Vertrauen der Beamten untereinander bestehen und weiterhin befestigt werden möge.

Nach einer viertelstündigen Pause folgt nun die

Vernehmung des Polizeihauptwachtmeisters Nidel,

der bei dem Kampf um die Fahne einen Zusammenstoß mit dem Angeklagten Lohse aus Wiemersdorf zu bestehen hatte. Nidel will von dem Angeklagten hinterrücks angefallen und durch das Festhalten seiner Arme gegen den Laternenpfahl gepreßt worden sein. Zur gründlichen Aufklärung dieses Vorfalles wird

diese Szene im Gerichtssaal rekonstruiert.

Die Senzen-Fahne stellt den Paternosterpfahl dar, ein Justizwachmeister spielt die Rolle des Nidel, während dieser selbst als Thief auftreten muß. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen über die Richtigkeit der Darstellung. Der Nebenkläger Springe will auf einen „hinterlistigen Ueberfall“ hinaus und wird wiederum ausfällig, indem er in höhnischer Weise von „tapferen deutschen Männern“ spricht. Justizrat Zweigebrune legt gegen derartige Anwürfe Verwahrung ein mit dem Hinweis darauf, daß von den Angeklagten bisher in der ganzen Verhandlung noch keiner von „deutschen Männern“ oder etwas ähnlichem gesprochen habe. N. bekräftigt auch nur ein einziges Mal mit dem Säbel ge-

gung Bedenken gegen die Vernehmung von Polizeibeamten in der Gegenwart ihrer beiden Vorgesetzten, Bürgermeister Lindemanns und Oberinspektor Braders. Er befürchtet, daß sie nicht so unbefangenen auszusagen können. Die Staatsanwaltschaft ist der Ansicht, daß man dem Nebenkläger die Anwesenheit nicht gut verwehren könne. Da kein Zeuge aus der Polizeibeamtenschaft vernommen werden soll, wird die Entscheidung dieser Frage verschoben. Die Staatsanwaltschaft beantragt dann, den anwesenden Polizeioberleutnant Werner aus Kiel als w

Sachverständigen über die Anwendung von Gummiknüppeln im Polizeigebrauch zu hören. Oberleutnant Werner wird als Sachverständiger vereidigt. Der Polizeiknüppel ist als Schlagwaffe anzusehen und möglichst so anzuwenden, daß keine Verletzungen entstehen. Schläge, die hart geführt werden, müssen nach Ansicht des Gutachters unbedingt Verletzungen, entl. sogar den Tod herbeiführen, während die schwächeren Schläge nur schrecken.

Es wird dann der

Zeuge Walter Haller

vernommen, der gesehen hat, wie der Angeklagte Kof den Polizeioberinspektor von der Fahne zurückgedrängt hat. Das Publikum soll an den dicken Eichenknüppeln der Bauernschaft Anstoß genommen haben. Er habe fünf oder zehn Minuten nach den Ereignissen auf dem Großfleden den Angeklagten Kof dort wiedergetroffen und es sei gesagt worden: „Das ist der Führer! Der hat gekniffen!“ Die Verteidigung fragt den Zeugen nach seiner Zugehörigkeit zum Reichsbanner und gibt, als der Zeuge auf diese Frage nicht antworten will, an, daß ihm zu Ohren gekommen sei, daß nach den Ereignissen am 1. August an den Polizeioberinspektor Brader herangetreten sei, er solle, wenn die Bauern noch einmal nach Neumünster kämen,

das Reichsbanner nur benachrichtigen.

Dann würden die Bauern mehr Schläge bekommen als das erste Mal. Der Zeuge Brader wird hierzu gehört und stellt mit Nachdruck fest, daß niemals ein derartiges Gespräch von ihm geführt, auch ihm nie ein derartiger Vorschlag gemacht worden sei. Es werden dann zwei weitere Zeugen gehört, die über die Ereignisse auf dem Großfleden nichts Wesentliches auszusagen, doch bestätigen sie, daß das Publikum an der Senze Anstoß genommen habe.

Der Zeuge Arbeiter Stender

sagt aus, daß er am 1. August Bauern vom Südbahnhof in die Stadt habe gehen sehen. Einige Bauern hätten andere gefragt: „Warum habt ihr denn keinen Knüppel?“ Darauf wäre die Antwort erfolgt: „Wir haben keinen, aber wir wollen uns noch einen kaufen.“ Er behauptet, vier Mann im Zuge gesehen zu haben, die beim ersten Auftritt mit Brader die Pistolen gezogen hätten. Zu ihnen habe ein anderer gesagt: „Stedt sie weg. Ihr könnt sie nachher noch besser gebrauchen.“ Die Bauern wären auch mit erhobenen Stöcken auf die Beamten, die noch nicht blankgezogen hätten, losgegangen. Die Verteidigung verzichtet darauf, an den Zeugen Fragen zu stellen. Die Frau des Zeugen Stender weiß nichts Wichtiges mehr auszusagen. Ihre zumest unbestimmt gemachten Aussagen beden sich mit denen ihres Mannes.

Der Arbeiter Schlemmer will ebenfalls gesehen haben,

daß vier bis fünf Landleute ihre Revolver luden. Er will auch gesehen haben, wie Brader mehrere Schläge mit der Faust erhielt. Die Frage des Verteidigers, ob er Mitglied des Reichsbanners sei, will der Zeuge lange Zeit hindurch nicht beantworten. Erst nach mehreren Vermahnungen durch den Vorsitzenden und den Nebenkläger gibt er sich als Reichsbannermitglied zu erkennen. — Der Vorklaffer Strohsack schildert zunächst eingehend den Kampf des Polizeibeamten Nidel mit Thief. Im Gegensatz zu der Aussage des verletzten Beamten sagt der Zeuge, daß Nidel nicht hinterzück, sondern von vorne um den Paternosterpfahl herumgezogen wurde. Seine Schilderung des Vorfalls, der zu der schweren Verletzung des Herrn Behr-Meutenhof geführt habe,

Der fünfte Verhandlungstag

bringt auf Antrag der Staatsanwaltschaft die Vernehmung von Assessor Schäfer von der Regierung in Schleswig. Grundsätzlich beschränkt sich nach seiner Aussage die Mitwirkung des Regierungspräsidenten in solchen Fällen auf eine allgemeine Anweisung, er veranlaßt die Stellung der Schupo. Es ist die Anweisung ergangen, einen öffentlichen Umzug und eine Versammlung unter freiem Himmel zu verbieten. Eine solche Anweisung sei aber für den Polizeiverwalter nicht bindend, er bleibe in seiner Entschließung vollkommen frei. Jedoch werde durch eine solche Entscheidung seine Verantwortung natürlich verschärft. Wenn das Landvolk gefährlicher als die RPD. bezeichnet worden sei, so könne das nur als Antwort auf eine Frage erfolgt sein, und habe seinen Grund darin, daß das unorganisierte Landvolk, das keine Führer kenne, natürlich auch nicht so straff in den Händen einzelner sei, wie die RPD. mit ihren bestimmten Führern. Braders Auffassung, die Regierung wünsche ein besonders scharfes Vorgehen gegen das Landvolk, könne nur ganz subjektiv sein, seiner Ansicht nach wäre es in der Aussprache nicht begründet. Der Verteidiger fragt den Zeugen, ob etwa in der Besprechung auch die Rede davon gewesen sei, die für diesen Tag geplanten kommunistischen Umzüge zu verbieten. Der Zeuge verneint dies. Das blieb aus dem Rahmen meines Auftrages heraus. — Die Verhandlung dauert an.

Der Bauernprozeß 5. und 6. Tag

Berlebte Bauern belasten Polizei

Der praktische Arzt Dr. Fricke schildert die Hofbräu-Vorfälle — Polizei
Maßnahmen der Regierung — Dramatischer Auftritt am

Der gestrige Verhandlungstag begann mit der Vernehmung mehrerer Polizeibeamter. Der vor Mittag auftretende Zeuge Dr. med. Fricke schildert die Hofbräu-Affäre zuungunsten der Polizei. Nachmittags kommt es dann bei der Vernehmung des sehr erregten Landmanns Hufscheld zu dramatischen Auftritten vor dem Richterlich. Ein Polizeibeamter wird durch den Zeugen, der einen Säbelhieb über den Kopf erhielt, schwer belästigt.

Es kommen wieder Polizeibeamte zur Vernehmung. Der Vorsitzende teilt mit, daß Bürgermeister Lindemann, der als Nebenkläger im Saale anwesend ist, aus freier Entscheidung sich bereit erklärt hat, den Vernehmungen der Polizeibeamten nicht beizuwohnen, damit nicht der Eindruck entstehe, sie sagten nicht ganz unbefangenen aus. Der Polizeihauptwachmeister Guckmann hat gesehen, wie etwa fünf junge Landleute nach der Wegnahme der Fahne auf die Beamten losstürzten wollten, die mit der Fahne auf dem Bürgersteig hielten. Als er keinen Säbel gezogen habe, seien sie in der Menge verschwunden. Die Aussagen des Zeugen geben sonst nur Bekanntes.

Der Zeuge

Polizeihauptwachmeister Schamberger

hat den Kampf um die Fahne nicht selbst gesehen, hat aber Aulseba gehört wie: „Schlagt ihn tot!“ An der Fahne hat er Anstoß genommen. Auf eine Frage von Rechtsanwält Springe bekräftigt er, daß er die Fahne beschlagnahmt haben würde. Das Publikum sei bei Erscheinen der Fahne ruhig gewesen. Der Zeuge hat in der Viehhalle auf der Tribüne den Angeklagten Jens sehen stehen, der sich sehr aufgeregt gebärdete, was er gesagt habe, hat er nicht verstanden. Er hat aber aus dem Mienenpiel entnommen, daß er die Anwesenden zum Bleiben veranlassen wollte. Jens sei von ihm mit Hilfe anderer Kollegen gewaltsam herausgebracht worden. Es sei ganz ausgeschlossen, das Jens nach seiner Aussage noch geschlagen worden sei. — Der Zeuge

Polizeihauptwachmeister Brüggemann

hat ebenfalls bei der Festnahme des Jens mitgewirkt. Er bekräftigt die Aussagen des Zeugen Schamberger. — Der Kriminalassistent Sievers hat den Auftrag gehabt, den Zug zu beobachten. Er hat sich in der Höhe des Fahnenträgers aufgestellt. Das Publikum hat seiner Wahrnehmung nach über die Fahne keine Bemerkungen gemacht, ist auch ruhig gewesen. Der Zeuge hat den Zusammenstoß zwischen dem Angeklagten Thies und dem Polizeihauptwachmeister Nidel

Der Zeuge bekräftigt, daß die Vorstellung Nidels nicht zu treffen könne, sonst habe er den Thies nicht an der Hand fassen können. Der Zeuge hat den Angeklagten von hinten gefaßt und hat ihn zurückgerissen, andernfalls würde Nidel einen bösen Fall getan haben. Der Zeuge selbst hat keine Pistole bei sich gehabt. Er hält es auch nicht für möglich, daß Kollegen von ihm bei diesem Zusammenstoß ihre Pistolen hervorgezogen und gespannt hätten; das widerspreche völlig dem Gebrauch bei der Kriminalpolizei.

Ueber die schweren Verletzungen Muthmanns

berichtete ausführlich der prakt. Arzt Dr. Fricke, zu dem der Fahnenträger gleich nach dem blutigen Vorfall gebracht wurde. Der Arzt, der die Hofpartierwohnung des Hauses Großleden 41 bewohnt war, am offenen Fenster stehend, aus aller nächster Nähe Augenzeuge des zweiten Zusammenstoßes vor dem „Hofbräu“. Dr. Fricke schildert, wie drei Polizeibeamte auf den im geordneten Zuge marschierenden Fahnenträger mit gedücktem Säbel losstürzten um ihm die Fahne zu entreißen. Von Seiten des Landvolks sei kein Angriff erfolgt. Zeuge will genau beobachtet haben, wie ein Polizeibeamter mit dem Säbel draußloschlug, bis ihm von den die Fahne umstehenden Landwirten der Säbel entwunden wurde. Brader habe dann nach seiner Pistolen-tasche gegriffen. (Vorl.: Er hat auch die Pistole gezogen.) Der Arzt schildert nun,

wie Muthmann die Fahne krampfhaft festhielt.

Auf Vorhaltungen der Staatsanwaltschaft und des Nebenklägers betont Dr. Fricke wiederholt ausdrücklich, daß der Angriff der Polizei sofort und ohne vorherige Aufforderung erfolgt sei, daß er nicht gesehen habe, wie Landwirte mit Stöcken zum Schlagen ausgeholt hätten und daß er im Publikum keinerlei Ausdrücke des Unwillens über die Fahne gehört habe. Dr. Fricke will nach Beendigung dieses Vorfalles abgerufen worden sein, so daß er von dem folgenden nichts mehr gesehen hat. Der Staatsanwalt und der Nebenkläger versuchen nun, die Aussage des Arztes zu erschüttern mit dem Hinweis darauf, daß die Belastungszeugen des gestrigen Tages zumeist etwas Gegenteiliges bekräftigt hätten. Dr. Fricke betont nochmals ausdrücklich, die Vorfälle wie von ihm geschildert

aus aller nächster Nähe gesehen und gehört

zu haben und bekräftigt nunmehr seine Aussage mit dem Eide. — Der Zeuge wird jetzt als Sachverständiger über die Art der Verletzungen des Muthmanns gehört. Dr. Fricke sagt aus: Man brachte bald nach den von mir gegebenen Schilderungen den Fahnenträger blutüberströmt in meine Wohnung. Unscheinend durch einen Säbelhieb war ihm

die Muskulatur des rechten Unterarmes aufgeschlagen,

so daß die Weichteile weit auseinanderklafften. Der Zeigefinger der linken Hand war glatt abgeschlagen worden und hing nur noch an einem Hautsehn herunter. Nach Ansicht des Arztes mühten die Hiebe mit großer Kraft und scharfer Waffe ausgeführt worden sein, denn die Muskeln mit samt den Sehnen und Nerven waren tief durchschlagen gewesen, und auch das Durchschlagen des Fingerringens mit einem Hieb ließ auf einen äußerst wichtigen Schlag schließen. Für Muthmann bestand infolge des

enormen Blutverlustes eine Lebensgefahr,

so daß eine schnellste Ueberführung des Verwundeten ins Krankenhaus geboten war. — Bei der nun folgenden

Vernehmung des Polizeibeamten Fritsch

wird (da dieser dem Muthmann die Fahne damals ent-rissen hat), der

Kampf um die Fahne im Gerichtssaal rekonstruiert.

Vor dem Kampf sei noch etwa sechsmal die Aufforderung ergangen: „Die Fahne herausgeben!“ Muthmann habe ge-rufen: „Das kann ich nicht, das ist unser Symbol!“ Bei dem nun folgenden Kampf will der Zeuge vom Fahnen-träger Fußtritte erhalten haben. Als er mit dem Gummiknüppel schlagen wollte, sei ihm derselbe von hinten ent-rissen worden. Er habe dann den Befehl: „Säbel raus!“ gehört und habe blank gezogen.

Er will drei Stoßschläge bekommen haben.

Der Zeuge schildert nun zusammen mit Muthmann das Ringen um die Fahne, wobei Muthmann schließlich auf den Rücken fiel und nun den Säbelhieb über den Unterarm erhielt. Bei der Darstellung der Szene stimmten die Schilderungen des Zeugen und des Angeklagten ziemlich überein. Der Zeuge will nicht geschlagen und während des Kampfes auch noch kein Blut am Körper Muthmanns bemerkt haben. Nach Ansicht des Arztes kann M. den Schlag über den Unterarm gar nicht anders als im Liegen erhalten haben. — Zu den Vorfällen bei der Räumung der Viehhalle kann Fritsch noch ausagen, daß der Angeklagte Jens gefahren habe: Bluthund! Kommt doch mal herauf, wenn ihr was

zu sagen habt. Der Regierungsassessors Schäfer. Der Zeuge ist der Ansicht, daß

Bürgermeister Lindemann die Stellung der Schupo
sehr unangenehm

nach vollkommen aus. Erst nach der Unterredung mit Schwarzlah habe L. widerstrebend in die Stellung der Schupo eingewilligt, aber die Bedingung gestellt, die Schupo in Einsfeld, nicht auf dem Rathaushof zu stationieren. Auch dieser Zeuge ist der Ansicht, daß Brader aus der Unterhaltung unmöglich habe entnehmen können, daß die Regierung ein besonders scharfes Vorgehen gegen das Landvolk wün-

sche. Diese Auffassung müsse auf ein Mißverständnis zurückgeführt werden. — Die Verteidigung behält sich vor, auch Herrn Regierungspräsident Wegg zu dieser Frage zu hören. — Nach der Vernehmung von zwei Landwirten, die nichts wesentlich Neues ausfagen, wird der Landwirt Billis, Holzpächter bei Lunben, zunächst unverteidigt vernommen. Der Zeuge ist erst gegen drei Uhr in Neumünster angekommen, hat sich in einer Wirtschaft am Kuhberg aufgehalten und ist dann in der Richtung nach dem Großfledern heruntergegangen. Dabei ist eine Schar von

Polizeibeamten an ihm vorüber gestürmt, die etwa in seiner Höhe die Säbel zogen. Der Zeuge ist neugierig geworden, was da vorgehe, ist mit den Polizeibeamten gelaufen, aber wegen des Gedränges auf dem Bürgersteig nur langsam vorwärts gekommen. Als er noch etwa 18 Meter von der Spitze des Zuges entfernt gewesen ist, hat er plötzlich

von hinten einen Säbelhieb über den linken Arm bekommen. Er hat sich erschreckt umgedreht und dabei

noch einen Stich in den Rücken bekommen. Dabei habe er Muthmann im Kinnstein liegen sehen, auf den mehrere Polizeibeamte mit dem Säbel einschlugen. Der Zeuge ist dann fortgelaufen und ist dabei noch einem

dritten Säbelhieb durch Rücken ausgewichen. Seine Verletzungen sind leichter Natur gewesen, erst in der Höhe der Nordischen Stahlwerke hat er gemerkt, daß er blutete. Es werden Bedenken gegen die Vereidigung dieses Zeugen geltend gemacht, da Verdacht der Mittäterschaft gegen ihn bestehe. Das Gericht zieht sich zur Beschlusssatzung über die Vereidigung zurück und verkündet dann den Beschluß, den Zeugen zu vereidigen, da ausreichender Tatverdacht nicht gegen ihn vorliege. Rechtsanwält Springe erhebt nochmals Einspruch und bittet den Zeugen, nochmals den Hergang zu erzählen. Nach dieser neuerlichen Erzählung bleibt das Gericht bei dem Beschluß, den Zeugen zu vereidigen. Rechtsanwält Springe stellt den Antrag, die Vereidigung auszusetzen, bis festgestellt worden ist, ob dem Zeugen ein Stod abgenommen wurde, was dieser bestrittet. Er habe keinen Stod gehabt. Die Verteidigung erhebt Widerspruch. Bürgermeister Lindemann teilt mit, man habe nichts darüber feststellen können, ob dem Zeugen ein Stod abgenommen worden ist.

Der Zeuge wird vereidigt.

Der Zeuge Frauen hat mit zu der Bellmannschen Kommission gehört. Neues vermag der Zeuge nicht zu berichten. — Es tritt der Landmann Hufeld aus Fiefhusen auf, der in seiner Hand ein weiß eingewickeltes Paket trägt. Der Zeuge ist sehr erregt und wirft schon nach wenigen Minuten den Inhalt des Paketes,

einen beschädigten Hut, auf den Nistertisch.

Er gibt an, daß er erst später nach Neumünster gekommen ist, von den Vorgängen vor der Tonhalle und bei der Frauenwegnahme will er nichts gesehen haben. Ein Polizeibeamter sei auf sie zugestürzt mit dem Rufe: „Ihr Hunde, geht auseinander!“ Er habe geantwortet: „Wir sind zwar keine Hunde, aber der Staatsautorität beuge ich mich. Ich gehe mir ein Glas Bier kaufen.“ Er sei nach Schümanns Gasthof gegangen, habe aber, als er den Fuß auf die Schwelle der Wirtschaft setzte, plötzlich von hinten einen Säbelhieb bekommen, der ihm eine klaffende

Schädelwunde und eine Gehirnerschütterung

eintrug. Er sei bewußtlos hingestürzt, der Gastwirt und seine Frau hätten ihn von der Straße fortgetragen. Er habe sechs Wochen schwer krank gelegen, noch heute sei er in ärztlicher Behandlung. Der Zeuge, der ständig außerst erregt ist und sich kaum beherrschen kann, wird von dem Vorsitzenden gefragt, ob er schon vor seiner Verletzung so leicht erregbar gewesen sei. Zeuge: „Da war ich der ruhigste Mensch von der Welt.“ Auf die Frage, ob Einwendungen gegen die Vereidigung dieses Zeugen erhoben würden, richtet Rechtsanwält Springe an den Zeugen die Frage: „Haben Sie nicht in Fiefhusen zu mehreren Personen gesprochen, Sie hätten zwei Polizeibeamte niedergeschlagen?“

haben, wie ein flüchtender Mann von dem ihn verfolgenden Polizisten fortgesetzt Schläge mit dem Gummiknüppel erhalten habe.

Der 6. Verhandlungstag

beginnt mit der Mittheilung, daß der Angeklagte Hell beurlaubt ist. Auch der Verteidiger Rechtsanwalt Quetgebrune ist nicht anwesend, er will erstmal das Material aufarbeiten. An seiner Stelle ist Rechtsanwalt Weber-Kendenburg da. — Der Zeuge Arbeiter Bok aus Reher hat an der Versammlung in der Viehhalle teilgenommen. Seine Aussage bringt nichts Neues. Der Zeuge Landwirt Maassen aus Marne hat am Zuge teilgenommen. In der Halle hat er gesehen, daß Polizeibeamte den Angeklagten Jens gefaßt und von der Tribüne geschafft haben. Die Tribüne sei zu der Zeit noch besetzt gewesen. Er selbst habe auch gerufen: „Hinsetzen! Ruhig sein!“, weil keiner wußte, was eigentlich los war. Der Zeuge schildert, wie er gesehen habe, daß einige Landleute von Polizeibeamten geschlagen wurden. Er habe sich fest vorgenommen, wenn er unschuldig geschlagen würde, den Beamten niederzuschlagen, sei durch den Ausgang gegangen, aber niemand habe ihn angerührt. Auf die Frage, ob er gehört habe daß sich Landwirte gerühmt hätten, Polizeibeamte mit ihren Stöcken geschlagen zu haben, antwortet er mit „Nein!“. — Der Landwirt Johannsen aus Kronprinzentoog hat am Zuge teilgenommen und gesehen, wie zwei Beamte auf den am Boden liegenden Muthmann mit dem Säbel einschlugen. Er hat Muthmann ein Taschentuch um den Arm gebunden. Muthmann sei schrecklich zugerichtet gewesen. Der Zeuge sagt auf eine Frage: „Selbstverständlich, wenn ich geschlagen wäre, hätte ich wieder geschlagen.“

Die Verhandlung dauert an. Am heutigen Nachmittag wird nicht verhandelt.

Neues aus dem Museumsladen

STEFAN KNÜPPEL

Auch seit der letzten Ausgabe des SALATGARTEN konnten wieder neue Titel in den Museumsladen aufgenommen werden. Alle Neuheiten seien hier genannt:

CD: Fallada, Hans: *Warnung vor Büchern – Erzählungen und Berichte*, gelesen von Ulrich Noethen. Laufzeit ca. 211 Min., 3 CD, Osterwold Audio, Hamburg 2022. (Preis: 17,99 €)

Gut Conow (Hg.): *Die Feldberger Sagen*. Mit Illustrationen von Elke Finsterbusch, Textauswahl: Jürgen Becker, Wittenhagen 2022. (Preis: 19,90 €)

Walther, Peter: *Fieber. Universum Berlin 1930–1933*. Aufbau Verlag, Berlin 2020. (Preis: 22,00 €)

Darüber hinaus bieten wir eine große Zahl antiquarischer Bücher an. Informieren Sie sich bitte! Bücherspenden für den antiquarischen Buchverkauf sind jederzeit willkommen!

Nachrichten aus der Schatzmeisterei

Das Fallada-Finanzjahr war geprägt von den Versuchen, die Finanzierung des Museums für die Zukunft sicherzustellen. Denn 2023 mussten wir trotz Einsparungen mit einem Defizit abschließen. Ohne die Spenderinnen und Spender sähe es allerdings sehr viel düsterer aus in der Kasse. Also ein ganz großes Dankeschön für die kleinen und großen Unterstützungen.

Wir können es drehen wie wir wollen: Damit das Hans-Fallada-Museum in seiner jetzigen Form erhalten bleibt, kommen die öffentlichen Kassen nicht um eine höhere finanzielle Beteiligung herum. Denn Möglichkeiten, die notwendigen Mittel selbst zu erwirtschaften, sind schlicht ausgeschöpft.

Das Haus kann kein weiteres Jahr den Museumsbetrieb mit nur zwei Teilzeit-Mitarbeiterinnen und dem Museumsleiter stemmen. So wie in diesem Sommer, der von Personalausfällen geprägt war. Es grenzt an ein Wunder, dass es keine Schließtage geben musste. Das allerdings zu dem Preis einer Quasi-Urlaubssperre und gigantischen Überstundenbergen und dank eines

engagierten und unglaublich belastbaren Teams. Die Belastungsgrenzen sind nun aber vollständig erreicht. Es geht nicht mehr so weiter!

Erstmalig haben wir daher beim Land Mecklenburg-Vorpommern eine sogenannte Basisförderung beantragt. Sie ist alternativlos. Auch wenn wir damit nicht den Museumsbetrieb retten können, wurden erstmals Gelder zur Finanzierung der freitags-bei-Fallada-Reihe durch das Land zur Verfügung gestellt. Dem hierfür verantwortlichen Staatssekretär Miraß für seine Unterstützung vielen Dank. Diese Mittel erleichtern es, Kunstschaffende für die Veranstaltungen zu gewinnen.

Auch die Gemeindevertretung Feldberger Seenlandschaft, zu der wir einen guten Draht haben, hat ihre Mittelzuweisung in diesem Jahr erhöht. Ebenso der Landkreis Mecklenburgische Seenlandschaft, hier sind wir für die gute Zusammenarbeit mit Frau Schlüßler sehr dankbar. Die Weichen sind also gestellt. Und ich hoffe wirklich inständig auf ein ruhigeres zweites Amtsjahr. Denn dieses Jahr gab es

zu viele Hiobsbotschaften und einfach zu viel zu tun für ein kleines ehrenamtliches Schatzmeisterlein. Wie immer an dieser Stelle die obligatorischen Hinweise: Bitte teilen Sie persönliche Änderung wie Name, Anschrift, Mailadresse oder Bankverbindung (bei Lastschrift) mit. Falls noch nicht geschehen, erteilen Sie gerne ein Lastschriftmandat. Sollten Sie tatsächlich zu denen gehören, die den Beitrag noch nicht gezahlt haben: Es wird nun aber wirklich höchste Zeit! Der Beitrag für die hfg kann in der Steuererklärung als Zuwendung eingesetzt werden. Auch in diesem Jahr hat die Finanzverwaltung uns die Gemeinnützigkeit bestätigt. Spenden bis 300 € können somit ohne Bescheinigung steuerlich geltend gemacht werden. Für Beträge, die darüber liegen, gibt es eine Bescheinigung. Auf Wunsch erhalten Sie natürlich auch für geringere Beträge eine von der Finanzverwaltung anerkannte Spendenbescheinigung.

Ihnen und allen fühlenden Wesen einen friedvollen Jahresausklang wünscht von den Feldberger Seen

Peter Schulz

Runde und besondere Geburtstage von Mitgliedern der hfg

Wir wünschen unseren Jubilaren, die 2025 ihren Geburtstag feiern, alles Gute!

06.01. Anatol Regnier 80. Geburtstag	03.05. Ulrike Kleist 40. Geburtstag	18.08. Michael Rother 84. Geburtstag
08.01. Beate Burkhardt 70. Geburtstag	03.05. Dana Drechsel 50. Geburtstag	20.08. Wolf-Rüdiger Dähnrich 70. Geburtstag
14.01. Prof. Johannes Schläpfer 70. Geburtstag	20.05. Jens Richter 60. Geburtstag	21.08. Jens Schubert 60. Geburtstag
20.01. Annelore Fritsch 93. Geburtstag	23.05. Hans-Joachim Timm 80. Geburtstag	06.09. Dr. Manfred Jahn 82. Geburtstag
23.01. Dr. André Uzulis 60. Geburtstag	02.06. Thoralf Wohlgebohren 60. Geburtstag	06.09. Christian Strohbach 50. Geburtstag
25.01. Otto Koch 83. Geburtstag	05.06. Gerhard Becker 87. Geburtstag	15.09. Dr. Hiltrud Ditzen 82. Geburtstag
29.01. Sabine Heider 50. Geburtstag	18.06. Theodor Cronewitz 88. Geburtstag	18.09. Adelheid Heinze 87. Geburtstag
04.02. Jakob-M. Lingelbach 30. Geburtstag	20.06. Dr. Thomas Mayer 70. Geburtstag	19.09. Jutta Koch 82. Geburtstag
09.02. Werner Westerkamp 60. Geburtstag	22.06. Gunilla Abrahamsson 80. Geburtstag	20.09. Dietmar Schleinitz 82. Geburtstag
15.02. Ulrich-D. Heuer 82. Geburtstag	22.06. Dr. Stefan Knüppel 50. Geburtstag	12.10. Prof. Dr. Klaus-Jürgen Neumärker 85. Geburtstag
20.02. Dr. Cecilia von Studnitz 85. Geburtstag	26.06. Antje Lühe 50. Geburtstag	23.10. Gabriele Rost 70. Geburtstag
04.03. Charlott Resske-Albrecht 30. Geburtstag	29.06. Bernd Genennig 70. Geburtstag	25.10. Andreas Schneider 50. Geburtstag
05.03. Wolfgang Szebel 85. Geburtstag	03.07. Karin Kranz 70. Geburtstag	10.11. Prof. Dr. Hermann Weber 89. Geburtstag
05.03. Erika Hagel 90. Geburtstag	03.07. Dr. Rüdiger Lösekrug 81. Geburtstag	13.11. Hans-F. Gelpcke 89. Geburtstag
11.03. Katlen Malchow 60. Geburtstag	05.07. Ekkehard Dennewitz 80. Geburtstag	16.11. Brigitte Schumacher 81. Geburtstag
12.03. Gerd Robbe 82. Geburtstag	08.07. Andrea Schwedler 60. Geburtstag	02.12. Peter Grossniklaus 81. Geburtstag
13.03. Dr. Leonore Krenzlin 91. Geburtstag	12.07. Ruth Rick-Walther 70. Geburtstag	09.12. Petra Hilbert 70. Geburtstag
23.03. Prof. Dr. Burkhard Monien 82. Geburtstag	12.07. Günther Rudeck 94. Geburtstag	11.12. Erika Wiechmann 83. Geburtstag
03.04. Achim Ditzen 85. Geburtstag	31.07. Stefan Kraus 60. Geburtstag	11.12. Anna Bittner 50. Geburtstag
03.04. Christian Morgenstern 60. Geburtstag	01.08. Andreas Eicher 60. Geburtstag	12.12. Renate Kümmell 93. Geburtstag
06.04. Stefan Hanke 70. Geburtstag	04.08. Hannes Gürgen 40. Geburtstag	16.12. Hans-Jürgen Kröplien 82. Geburtstag
10.04. Prof. Gunnar Müller-Waldeck 83. Geburtstag	14.08. Dr. Herrmann D. Kaiser 89. Geburtstag	27.12. Banart Blot 80. Geburtstag
11.04. Doris Haupt 81. Geburtstag	16.08. Helmut Rienas 82. Geburtstag	27.12. Dr. Peter Walther 60. Geburtstag
24.04. Liane Römer 81. Geburtstag	17.08. Noelle Waibel-Richard 30. Geburtstag	
	18.08. Patrick-York Krone 50. Geburtstag	

Über die Beiträger

Autoren dieses Heftes sind:

Wolfgang Behr, Jahrgang 1953, Sozialpädagoge i. R., hfg-Mitglied seit 1997, lebt in Recklinghausen

Lutz Dettmann, Jahrgang 1961, Vermessungstechniker und Buchautor, hfg-Mitglied seit 1991, lebt in Rugensee bei Schwerin

Edzard Gall, Jahrgang 1966, M.A. Politikwissenschaften und Soziologie, hfg-Mitglied seit 1996, lebt in Rostock

Patricia Fritsch-Lange, Jahrgang 1961, Gründungsmitglied der Hans-Fallada-Gesellschaft, Vorstandsmitglied seit 1997, Vorsitzende von 2005–2019. Arbeitet in der Erwachsenenbildung, lebt in München

Dr. Hannes Gürgen, Jahrgang 1985, Literaturwissenschaftler und Lehrer, hfg-Mitglied seit 2022, lebt in Remchingen bei Karlsruhe

Dr. Barabra Hartlage-Laufenberg, Jahrgang 1950, ehem. Hochschullehrerin, Autorin der Biografie *In Liebe Muschelkalk*, Berlin 2015

Heinz Hilbert, Jahrgang 1949, Dipl.-Ingenieur (FH) i. R., hfg-Mitglied seit 2009, lebt in Leipzig

Petra Hilbert, Jahrgang 1955, Dipl.-Ingenieur (TU) i. R., hfg-Mitglied seit 2007, lebt in Leipzig

Simone und Frank Jeschek, Jahrgang 1962/1963, Informatiker/ Dipl.-Chemikerin, Theatergänger, leben in Hamburg

Dr. Stefan Knüppel, Jahrgang 1975, Literatur- und Politikwissenschaftler, Leiter des Hans-Fallada-Hauses in Carwitz, hfg-Mitglied seit 2004, lebt in Neustrelitz

Dr. Sabine Koburger, Jahrgang 1950, Lehrerin, Germanistin, Buchautorin, hfg-Mitglied seit 2010, lebt in Stralsund

Dr. Stephan Lesker, Jahrgang 1984, Literaturwissenschaftler, lebt und arbeitet in Rostock

Prof. Johannes Matthias Schläpfer-Wochner, Jahrgang 1955, Germanist und Historiker i. R., Autor, hfg-Mitglied seit 2001, lebt in Teufen AR in der Schweiz

Liane Römer, Jahrgang 1944, Gymnasiallehrerin Deutsch/Englisch i. R., Leiterin des Schweriner Literaturclubs und des Literaturstammtischs (LISTA), hfg-Mitglied seit 2011, lebt in Pinnow bei Schwerin

Peter Schulz, Jahrgang 1960, Justizamtsrat a. D., Schatzmeister der hfg, hfg-Mitglied seit 2022, lebt in Feldberger Seenlandschaft

Heinz Schumacher, Jahrgang 1951, Gymnasiallehrer Deutsch/ Geschichte/ Philosophie i. R., Lehrbeauftragter Universität Duisburg/ Essen, hfg-Mitglied seit 2018, lebt in Dinslaken und Berlin

Prof. Dr. Gunnar Müller-Waldeck, Jahrgang 1942, Literaturwissenschaftler (Germanistik), emeritierter Hochschullehrer, hfg-Mitglied seit 2008, lebt in Gristow bei Greifswald

Impressum

Herausgeberin:

Hans-Fallada-Gesellschaft e. V.
Vorsitzender Michael Töteberg
Zum Bohnenwerder 2 · Ortsteil Carwitz
17258 Feldberger Seenlandschaft
Telefon 03 98 31 203 59
www.fallada.de · E-Mail: hfg@fallada.de
ISSN-Nr. 1433-4917

Bankverbindung für Beiträge und Spenden:

Sparkasse Mecklenburg-Strelitz
IBAN: DE 43150517320036004116
BIC: NOLADE21MST



Jahresbeitrag für Mitglieder, neu ab 2025:

Für Einzelpersonen
60,- € bzw. 35,- € ermäßigt
(für Rentner, Arbeitslose, Studenten)
Bei Ehepaaren bzw. Lebensgemeinschaften
für die 2. Person
40,- € bzw. 30,- € ermäßigt
(für Rentner, Arbeitslose, Studenten)
Institutionen 100,- €

Preise für den SALATGARTEN:

kostenlos für hfg-Mitglieder
(Bestandteil des Mitgliedsbeitrages)
20,00 €/Heft im Abonnement
eine Ausgabe/Jahr (zzgl. Versandkosten)
20,00 €/Heft als Einzelheft
(ggf. zzgl. Versandkosten)

Redaktion:

Dr. Sabine Koburger (verantwortlich)
Lutz Dettmann
Doris Haupt
Hannes Rother (Korrekturat)

Anschriften:

Dr. Sabine Koburger
Grünhufe Nr. 40 · 18437 Stralsund
Telefon: 03831 494154
E-Mail: salatgarten@fallada.de

Lutz Dettmann
Weg zum See 1b · 19069 Rugensee
Telefon 03867 8606
E-Mail: dettmann.lutz@gmail.com

Doris Haupt
Grünberger Straße 83 · 10245 Berlin
Telefon 030 2914199
E-Mail: doris-haupt@t-online.de

Schatzmeister Peter Schulz
Neugartener Str. 16
17258 Feldberger Seenlandschaft
Telefon 01523 3560308
E-Mail: schatzmeisterei@fallada.de

Umschlaggrafik: e. o. plauen

Anzeigen: Dr. Sabine Koburger (verantwortlich)

Layout, Satz und Druck:

STEFFEN MEDIA GmbH, www.steffen-media.de

Auflage dieser Ausgabe: 360 Exemplare

Redaktionsschluss: 1. November 2024

Die Redaktion behält sich das Recht der auszugsweisen Wiedergabe und redaktionellen Bearbeitung von Beiträgen vor. Namentlich gekennzeichnete Beiträge werden von den Autoren selbst verantwortet und geben nicht in jedem Fall die Meinung der Herausgeberin wieder. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Einwilligung der Herausgeberin zulässig. Wir danken für die freundliche Genehmigung zum Abdruck bzw. Nachdruck von Texten, Dokumenten und Bildern.

Die Mitgliederexemplare enthalten als Beilage

- Weihnachtsbrief des Vorsitzenden
- Jahresgabe 2024
- Protokoll der Mitgliederversammlung (nur an Mitglieder ohne E-Mail-Adresse)
- Finanzbericht 2024 (nur an Mitglieder ohne E-Mail-Adresse)
- Zahlschein für die Mitgliedsbeiträge 2025

Hans Fallada – der Weltbestsellerautor bei Aufbau



Hans Fallada
Nele Holdack (Hrsg.)
Meine lieben jungen Freunde
144 Seiten
Gebunden mit Schutzumschlag
und Banderole
16,00 € (D) | 16,50 € (A)
ISBN 978-3-351-03477-1



Hans Fallada
Lilly und ihr Sklave
269 Seiten
Gebunden mit
Schutzumschlag
22,00 € (D) | 22,70 € (A)
ISBN 978-3-351-03882-3



Hans Fallada
Der eiserne Gustav
831 Seiten
Gebunden mit
Schutzumschlag
26,00 € (D) | 26,80 € (A)
ISBN 978-3-351-03760-4

Mehr
erfahren –
mehr lesen
von Fallada



aufbau